Biogr.
18.2

m

(Frenk)

, Fried. v. d.

Erich

Digitized by Google

Digitized by Google

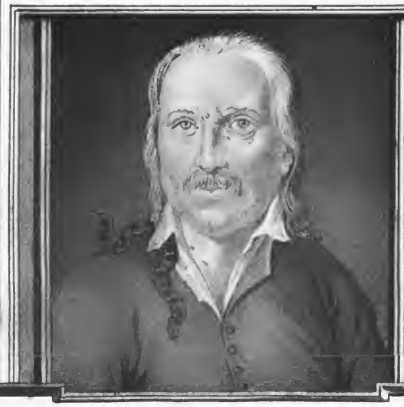
Digitized by Google

Digitized by Google

FRIEDRICH FREYHERR VON DER TRENCK

Herr der Herrschaft Zwerbach und Grabeneck in Oesterreich
und Erbherr auf Grofs Scharlach in Preufsen.

Geboren 1726 in Konigsberg



FRANZ FREYHERR VON DER TRENCK

Partheiganger und erster Anführer der sogenannten Panduren

Geboren im Jahr 1714 zu Calabria in Sicilien.

Digitized by Google

Leben und Schicksale

des Abenteurers

Friedrich,

Freiherrn von der Trenck,

nebst einem Anhange:

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben dessen Vetters, des berühmten und berüchtigten

Panduren-Anführers,

Franz Freiherr von der Trenck.

Nach Originalquellen und mit den nöthigen Anmerkungen und Berichtigungen

von

M. S. Erich.

Mit 2 Bildnissen.

Leipzig.
In J. Dirnböck's Verlags-Expedition

1846.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Es ist wohl keine Frage, daß die mannigfachen abentheuerlichen Erlebnisse Trenck's höchst interessant und lesenswürdig sind. Eben so wenig, daß er selbst ein Mann von bedeutenden Gaben, großen Talenten und ausgezeichneter, wenn auch meistens auf unrechtem Wege wirkender Energie und Thatkraft war. Dagegen wimmelt aber seine längst vergriffene Selbstbiographie von solchen schonungslosen und unüberdachten, meist auch ungegründeten Persönlichkeiten, laborirt auch an so unerträglicher, von eitlem Selbstlob aufgeschwellter Breite, daß sie jetzt einem nur etwas gebildeten Lesekreis durchaus nicht mehr zusagen kann, ja in gewisser Hinsicht anwidern müßte. — Der Verfasser glaubt daher den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, indem er nur das Wesentliche, faktisch Begründete, wirklich Interessante in diese Bearbeitung aufnahm, und alles ermüdende Raisonnement, alle durch augenblickliche Aufregung entstandenen Ausfälle und Sarkasmen auf theils längst verschollene, theils allgemein als ehrenwerth bekannte Charaktere ausschied, die nur das Buch beleibter und kostspieliger gemacht, das Interesse aber gewiß verringert haben würden. Darum läßt er auch Trenck nur dann selbst sprechen, wo es sich um Begebenheiten handelt, was indessen sehr oft und viel der Fall ist, und substituirt ihn nur dann, wo von längst vergessenen, uninteressanten Verhältnissen die Rede ist, oder wo Trenck viele Seiten, ja Bogen mit mäch-

Digitized by Google

tig windschiefen Urtheilen oder widrigen Gallergießungen anfüllt, die in der jetzigen Literatur-Epoche gewiß keinen Gebildeten mehr zusagen dürften. Indessen wird immer, wie billig, der Faden der Geschichte beibehalten.

Auf diese Weise glaubt der Verfasser weniger die Nachsicht als den Dank der Lesewelt in Anspruch nehmen zu dürfen. Er glaubt den Stall des Augias dadurch nicht nur vollständig gereinigt, sondern auch hübsch wohnlich hergestellt zu haben; was, wenn es auch die Mühe des Verfassers unendlich vermehrte, doch jedenfalls bequem und wünschenswerth für sein Publikum ist. — Die Geschichte des Panduren-Häuptlings wird von Trenck selbst mit so widersprechenden Ansichten, bald im Tone der höchsten Panegyrik, bald in offenbarer Animosität erzählt, daß der Verfasser daraus nur einzelne interessante Bruchstücke und Thatsachen entnehmen konnte, die jene sonderbare Erscheinung hinlänglich charakterisiren, ohne sie zu glorifiziren, was unmöglich, oder entschieden zu verdammen, was unnöthig ist, da sich jeder Charakter ja immer am Besten in seinen Handlungen ausprägt, und wo diese sprechen, bedarf es der Worte nicht. Solchergestalt glaubt der Verfasser sowohl seine unpartheiische Ansicht gerechtfertigt, als auch die Lesewelt nach seinen Kräften befriedigt zu haben, denn des Pikanten und Anziehenden dürfte dieses Buch genug enthalten und gewiß mehr, als wenn das Anstößige und Empörende nicht daraus entfernt worden wäre.

Im Ostermond 1846.

M. S. Erich.

Digitized by Google

Friedrich, Freiherr von der Trenck, dieser sonderbare Abentheurer, halb Don Quixote, halb Münchhausen, zu Folge seiner eigenen vielgelesenen Lebensbeschreibung, wurde geboren zu Königsberg in Preußen den 16. Februar 1726. Sein Vater, gestorben 1740, war königlich preußischer Generalmajor der Kavallerie, Ritter des Militärordens, Landeshauptmann und Erbherr der Güter Groß-Scharlach, Schakulek und Meiken in Preußen, welche, nach der Versicherung Trenck's, seit 300 Jahren Stamm- und Lehengüter seiner Familie waren. Seine Mutter war eine Tochter des Königsbergischen Hofgerichtspräsidenten von Derschau und ebenfalls vornehmer und altadeliger Abkunft, welche Eigenschaft Trenck besonders hervorzuheben sucht, obschon er sonst bei jeder Gelegenheit Geringschätzung gegen den Erbadel affektirt. Sein angebornes Temperament nennt er selbst sanguinisch-choleriſch, jedoch mag das choleriſche bei Weitem überwiegend gewesen seyn, denn nur dadurch werden nicht allein fast alle seine unüberlegten, alle gewöhnliche Lebensklugheit unbeachtenden Handlungen, sondern auch viele seiner bramarbasirenden Meinungen, die er oft auf einer Seite wieder auffallend ändert, in etwas erklärlich. Erst im 54. Jahre, sagt er, wurde das choleriſche

Temperament vorherrschend und das, so ungewöhnlich es auch scheint, muß auch seyn, sonst hätte er sich nicht unter den vielen tollen Streichen, die er sein ganzes Leben durch beging, die allertollsten an das Ende desselben gespart.

„Trieb nach Freuden und Leichtsinn" — so fährt er in seiner Selbstbiographie fort — „waren die angebornen Fehler, welche meine Lehrer zu bekämpfen hatten. Das Herz war biegsam, aber eine edle Wißbegierde, ein Nacheiferungsgeist, eine unruhige Arbeitsamkeit, ein bei allen Gelegenheiten angefachter Ehrgeiz, waren die Triebfedern, welche nach dem Entwurfe meines aufgeklärten Vaters einen brauchbaren Mann aus mir bilden sollten. Kaum war ich Jüngling, so keimte schon eine Art von Stolz in meiner Seele, welcher auf das Gefühl des inneren Werthes Wurzel faßt." (Dieses Gefühl ist uns auch in jetziger Zeit wohl bekannt, weise Lehrer pflegen es mit Recht zu unterdrücken, da es mit einem andern und bessern Worte nur unverständiger Knabenstolz und Trotz ist, wie er im folgenden Satze selbst unwillkürlich eingesteht.) „Ein einsichtsvoller Lehrmeister, welcher mich vom 6. bis in das 13. Jahr leitete, arbeitete aber unausgesetzt, um diesen empörenden Stolz in eine gemäßigte Eigenliebe zu verwandeln. Durch Gewohnheit, beständig mit Schulbüchern beschäftigt zu sein, durch Anfrischung, Erquickungsstunden und Lob, wurde mir

Digitized by Google

die Arbeit zum Zeitvertreib, das Lernen zur Gewohnheit und die ſtrengſte Erziehungsart eine ungefühlte Bürde. Meine natürlichen Talente wurden demnach richtig angewendet und durch tägliche Uebung wurde mein Gedächtniß ſo ſtark, daß ich innerhalb zwei Stunden ein ganzes lateiniſches Programm von einem Bogen auswendig zu lernen im Stande war. Die meiſten Schulbücher, den Cicero, Cornelius Nepos, Curtius und Virgil, die ich in das Deutſche und dann wieder in das Lateiniſche zurück überſetzen mußte, konnte ich, ſo wie die ganze heilige Schrift, in ganzen Kapiteln herſagen. Die Geſchichte hatte ich nicht nur buchſtäblich, ſondern mit aufgeklärter Anwendung im Kopfe, ſo, daß ich noch jetzt (1786) faſt alle römiſchen Regenten und Kaiſer, alle großen Männer und Gelehrten nennen und das Jahrhundert beſtimmen kann, in welchem ſie lebten. In der Geographie und Zeichnung hatte ich eben ſo viel gethan, und mein Vater ſchonte kein Geld, wo Gelegenheit war, etwas zu lernen. Mit Fechten, Tanzen, Reiten und Voltigiren wurden meine Erholungsſtunden ausgefüllt, und wenn ich ja einmal müde wurde, ſo durfte man mir nur verſprechen, daß ich nach geendigter Lehrſtunde ein Paar Stunden Vögel ſchießen, Fiſche fangen oder Spazieren reiten durfte, ſo war im Augenblicke Alles memorirt und neue Kraft durchbebte meine Glieder. In den Lehren der proteſtantiſchen Religion wurde ich ebenfalls von meinem Informator unterrichtet, der mir beſonders Tugend

Digitized by Google

Bescheidenheit, Mäßigung, Bemeisterung meiner Leidenschaften, Großmuth, Menschenliebe, Patriotismus, Ehrgeiz, Bürgerpflicht und Redlichkeit einzuprägen suchte." (Wir zweifeln nicht an dem Eifer und redlichen Willen des Herrn Informators, allein die meisten Körner seines ausgestreuten Samens schienen doch in dieser Hinsicht auf unfruchtbaren Grund gefallen zu seyn.)

Trenck genoß also jedenfalls eine gute Erziehung, auch fehlte es ihm durchaus nicht an Talent, ja an Genie, aber von der Art, das nach dem sonderbaren Ausdrucke eines der ersten Dichter unserer Sprache, über alle Schranken weg geilt, denn kurz darauf gesteht der Autobiograph, daß es wenige Händel gab in welche er sich nicht einmischte. Wo man z. B. lustige Streiche spielte, mit verkleideten Gespenstern Kinder und Gesinde schreckte, wo Zucker oder Obst genascht wurde, da war Fritz gewiß der Urheber oder wenigstens sicher in Verdacht. Dadurch übte er sich denn auch in listigen Ausflüchten und erhielt durch Nothlügen das Geschick, den Leuten Nasen zu drehen und die Wahrheit listig zu verkleiden. Und hier bringt der Biograph eine auffallende und bequeme, aber freilich von den wunderlichen Moralisten noch nicht anerkannte Lebensregel an, daß nämlich gegen Gewalt am sichersten der Betrug helfe. Die weiteren Züge gebe ich mit seinen eige-

Digitized by Google

nen Worten: „Meine Lebhaftigkeit war unbegränzt. Durch liebreiche Worte war aber Alles von mir zu erwarten, wogegen mich Schläge und Schmähungen empörten und halsstarrig machten. Die ganze Grundlage meiner Erziehung war auf Ehrgeiz, Lob und Tadel berechnet. Und weil“ — fährt er höchst bescheiden fort — „geschwinde Begriffe und unausgesetzte Arbeit mich früher klüger gemacht, als andere Jünglinge“ (überhaupt?) „weil ich mich von allen Menschen loben und von vielen bewundern sah, so gerieth ich unvermuthet aus Eigenliebe in Stolz, in eine gewisse Verachtung der Andern und Tadelsucht, die mir bis zum grauen Haare anklebte, mir viele Händel in der Welt verursacht und meiner Feder auch den satyrischen, beißenden Ton einflößte, mit welchem alle meine Schriften durchwebt sind, und die mir bei denen, welche mich nicht kennen, das Urtheil eines gefährlichen und unruhigen Mannes verursachten. Welches“ — setzt er höchst naiv dazu — „doch in der That das Gegentheil meines ganzen Charakters ist.“

Schon der Vater unseres Helden schien ein eigener Kautz gewesen zu seyn und mochte, übrigens nach Art der alten Militärs, sonderbare Begriffe von Erziehung gehabt haben. Seine Söhne, deren er drei hatte, sollten vor Allem tapfer und ehrgeizig werden. Wenn demnach irgend ein Streit unter ihnen

Digitized by Google

entſtand, ſo durften ſie denſelben nicht auf die gewöhnliche Weiſe, durch Haarraufen ꝛc. austragen. Es mußte eine förmliche Ausforderung auf hölzerne Säbel, die mit Leder überzogen waren, geſchehen. Und der Alte ſah lächelnd zu, wenn ſie ſich wacker herumſäbelten, und ſie ermangelten nicht, Händel zu ſuchen, um nur zu Kampf und Sieg Gelegenheit zu finden. Aus dieſem Anlaſſe entſtand bei unſern Helden auch die liebenswürdige Eigenſchaft, daß ihn nichts mehr aufbringen konnte, als wenn man einen andern Jüngling in ſeiner Gegenwart lobte. Er wollte nun einmal durchaus mehr ſeyn und wiſſen, als jeder Andere, und ſolch eine Gelegenheit verfehlte natürlich nie, Händel hervorzubringen. Nun wollte er bei allen Gelegenheiten lieber brechen als biegen, keinem ſtolzen Menſchen, überhaupt keinem Menſchen nachgeben noch ausweichen, und Jeden ohne Weiteres anzugreifen oder zu beleidigen, welcher ihn zu überſehen ſchien. Dadurch erwuchs auch endlich Neid und Mißgunſt in ſeinem Gemüthe, und darin lag ohne Zweifel der erſte Same zu ſeinen nachfolgenden Mißgeſchicken, deren meiſte er nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe ſich durch Nachgiebigkeit und Mäßigung hätte ferne halten können.

Im Verfolge der eigenen Jugendgeſchichte Trenck's ſtoßen wir ſchon wieder auf den erſten Seiten auf einen ganz artigen Widerſpruch, denn

Digitized by Google

er behauptet, das gewöhnliche Jugend- oder Kinderjahre-Glück nie genoſſen zu haben. Der ganze Tag war mit Anſtrengung und Lernen beſchäftigt, ſogar der Schlaf wurde ihm darum abgebrochen, weil ſein Informator ein alter Mann war, der, weil er ſelbſt wenig ſchlief, ihm auch wenig Ruhe geſtattete. — Wo bleiben nun die Spazierritte, das Vögelſchießen, Fiſchfangen ꝛc., welches doch fürwahr für einen Knaben keine Anſtrengungen, ſondern, wie wir aus eigener Erfahrung wiſſen, die angenehmſten Erholungen ſind?

Den Schluß der Erzählung ſeiner Schickſale in früheſter Jugend füllen allerlei lang ausgeführte Betrachtungen, wie man ihn eigentlich hätte behandeln, nnd wie ſein eigenes Betragen hätte eingerichtet ſeyn ſollen, und bei dieſer Gelegenheit kommen wieder recht nette Paradoxe zum Vorſchein. So ſagt er z. B.: „Hätte mir mein Informator ſtatt ſeiner Behandlung die Verſtellungskunſt, Heuchelei und kriechende Demuth gelehrt, dann wäre ich längſt Feldmarſchall, hätte nicht ſo viele Mißgeſchicke zu überſtehen gehabt, und wäre im Beſitz eines großen Vermögens. Wie wichtig" — reflektirt er fort und merkt nicht, daß er auf dem gräulichſten Holzwege iſt — „wie wichtig iſt demnach eine Erziehungsſchule in jedem Staate, in welcher die Grundanlage einerlei Zweck mit der geſetzgebenden Macht bearbeiten muß,

Digitized by Google

und wie gewaltig können die besten Eltern in der Wahl ihrer Kinderlehrer und im Entwurfe zu ihrem Glücke irren" — Wir unsererseits danken für eine Erziehungsschule und für eine gesetzgebende Macht, durch deren Bemühungen jungen Gemüthern Verstellungskunst, Heuchelei und kriechende Demuth zu ihrem künftigen Glücke eingeflößt werden muß, und so viele Willkürlichkeiten sich der große Friedrich auch erlaubte, wahrlich, dieses Erziehungssystem lag nicht in seinen weisen und menschlichen Staatsplanen. Und überdieß dünkt es uns höchst ungerecht, daß er nun auf einmal die Lehrmethode seines ehrlichen Informators als eine unrichtige und als die Grundquelle seiner nachfolgenden Mißgeschicke darstellt, während ihm dieser doch nach seiner eigenen Versicherung: Großmuth, Menschenliebe ꝛc. ꝛc., wie wenige Seiten vorher zu lesen, einzuprägen suchte. Wahrlich, wenn eine Erziehung auf solchen Grundlagen mißräth oder zum Uebel ausschlägt, so kann die Schuld unmöglich auf der Seite des Lehrers seyn.

Eine Erziehungsregel stellt Trenck noch auf, die wir ihrer Wunderlichkeit wegen anführen wollen, denn keinen moralisch-gebildeten, denkenden Menschen wird je eine Nachahmung derselben in den Sinn kommen. Er redotirt nämlich: „Mit einem lebhaften Geiste, feurigem Temperamente und glücklich großen Genie" (ha!) „sind auch allezeit große Fehler

Digitized by Google

und Ausschweifungen verbunden. Wer bei diesen nicht vernünftige Nachsicht braucht, und gegen die Natur durch Zwangmittel arbeitet, der wird seinen Zweck sicher verfehlen." (Warum nicht gar? eben wenn solche Anlagen vorhanden sind, muß die Aufmerksamkeit desto größer und strenger seyn, sie auf den rechten Weg zu lenken, und von allen Schlacken zu reinigen.) „Wer aus einem sanguinisch-cholerischen Jüngling einen strengen Wirth, einen Kassier, einen Rechnungsführer erziehen will, der ist betrogen, und befördert des Jünglings Unglück." — Das ist noch Alles sehr problematisch. Abgesehen davon, daß man derlei Extreme mit Trenck durchaus nicht beabsichtigte, denn er erhielt ja eine militärische Erziehung, und sein Vater bestimmte ihn von Kindheit an zum Soldaten, so heißt dieser ganze Sophismus nichts anderes, als daß man jeder Leidenschaft eines Knaben den Zügel möglichst schlaff halte. Nun da würden schöne Sachen herauskommen.

1739, im 13. Lebensjahre Trenck's, fand es sein Vater für nothwendig, vielleicht weil er zu Hause nicht länger zu bändigen war, daß er auf die Universität geschickt wurde. Er wurde daher zu dem Professor Kowalewski in die Kost gegeben, und obzwar dem Brausekopf abermals der Zwang, die Ordnung und die Application auf der Universität nicht gefielen, so lernte er doch als der Jüngste unter 3500

Digitized by Google

Studenten, nach seiner Versicherung, so außerordentlich, daß er bald Unglaubliches leistete, alle seine Mitschüler weit übertraf, und abermals von Jedermann seiner Talente und Fähigkeiten wegen bewundert wurde. Im März 1740 starb sein Vater und wurde auf königlichen Befehl mit den Ehrenzeichen eines Generallieutenants begraben, aber seine Mutter verheirathete sich wieder mit einem Grafen Lostange, Oberstlieutenant eines Küraſſier-Regimentes, und folgte ihrem Manne nach Breslau, wahrscheinlich froh, von ihrem geliebten Fritz loszukommen. Seine Schwester heirathete ebenfalls den Sohn des Generals der Kavallerie von Waldow, welcher quittirte und mit ihr auf seine Güter in das Brandenburgiſche reiste. Bald trat auch sein älterer Bruder Ludwig als Fahnenjunker in das Regiment seines Stiefvaters, den jüngſten nahm die Mutter mit nach Schlesien, und so war denn Friedrich allein und sich ſelbſt, der ſchlimmſten Bewahrung, die es nur geben konnte, überlaſſen. Sein Großvater mütterlicher Seite, der Hofgerichtspräſident von Derſchau, einer der gelehrteſten Männer im Lande, wurde sein Vormund. Dieſer liebte den muntern und übermüthigen Jungen, wie ſchwache Großväter pflegen, (und in dieſem Falle ſind alle Großväter ſchwach) unbegränzt, er mußte ganze Tage bei ihm zubringen, empfing von ihm Unterricht in Dieſem und Jenem, und machte ihm viel Freude durch ſeine Gelehrigkeit. Nach echter Großvater-Manier aber war von Derſchau

auch ſtolz auf ſeinen Enkel, geſtattete ihm — liebreich, wie Trenck ſagt — alle kleinen Ausſchweifungen und gab ihm mehr Geld als er bedurfte. Die Folgen dieſer liebreichen Behandlung zeigten ſich denn auch nur zu bald.

Schon in einem Alter von 14 Jahren, zu Ende 1740, gerieth Trenck in Händel mit einem Herrn von Wallenrodt, der mit ihm in einem Hauſe wohnte. Für ein wahrſcheinlich naſeweiſes Betragen erhielt er von Letzterem, der ihm an Kräften und Alter, vermuthlich auch an Verſtand überlegen war, eine wohlgemeinte Ohrfeige, und forderte ihn ſogleich auf die Klinge heraus. Wallenrodt erſchien aber nicht und ſpottete, wie billig, des vorlauten Knabens. Da wählte ſich dieſer im Gefühle ſeiner ſtudentiſchen Würde einen Sekundanten, und fiel den Beleidiger ritterlich mit dem Degen in der Fauſt auf der Straße an. Sie ſchlugen ſich und Trenck verwundete ſeinen Gegner am Arme und in der Hand. Profeſſor Kowalewski verklagte ihn bei der Univerſität, und er wurde mit drei Stunden Arreſt bei dem Pedelle beſtraft, ſtatt daß er die wohlverdiente Ruthe bekommen hätte. Aber ſein liebreicher Großvater, welchem ſein Feuer und ſein Betragen bei beleidigter Ehre gefiel, nahm ſich ſehr zur Unzeit ſeiner an, entfernte ihn aus dem Hauſe des Profeſſors, und übergab ihn einem Andern,

Digitized by Google

Namens Christiani. Dieser mochte mehr nach dem Sinne des Großvaters und Enkels handeln, denn bei ihm lernte Trenck wieder erstaunlich viel, und war im Stande unter seiner Leitung bereits 1742 eine öffentliche Rede und zwei Disputationen mit allgemeinem Beifalle zu halten. Drei Tage darauf wurde er abermals mit einem bekannten Raufbold in Händel verwickelt, schlug sich mit ihm, brachte ihm einen Stoß in der Hüfte bei, und erschien darauf mit Stolz auf der Universität mit einem großen Haudegen und Renommisten-Handschuhen, worüber wahrscheinlich der liebreiche Großvater nicht wenig entzückt gewesen seyn mag. Kaum vierzehn Tage darauf beleidigte ein Lieutenant von der Garnison einen Freund, der eben nicht viel Courage hatte. Trenck übernahm also, als nunmehr privilegirter Raufbold, dessen Sache, suchte Gelegenheit, fand sie, schlug sich mit dem Lieutenant unweit dem Schloßplatze, und dieser ging mit zwei Wunden nach Hause. Bei dieser Gelegenheit moralisirt Trenck wieder einmal nach seiner Art folgendermaßen: „Dieß waren schon Folgen meiner Erziehung“ (der Lehren von Großmuth, Menschenliebe, Bürgerpflicht ꝛc. ?) „die mich sicher zum Händelsucher gemacht hätten,“ (hätten ?) „wenn ich nicht ein gutes gefühlvolles Herz von der Mutter erhalten und noch im tobenden Jugendfeuer in das größte Unglück gerathen wäre, welches mich zum Tugendwege“ (sic) „zurückzwängte.“

1742 tritt endlich der wichtige Wendepunkt von Trenck's Lebensschicksalen ein. Im November desselben Jahres schickte der König seinen Generaladjutanten, den Baron Willich, in Geschäften nach Königsberg. Er war ein Verwandter von Trenck's Mutter. Dieser aß mit ihm bei seinem Großvater, ließ sich mit ihm in Unterredung ein und prüfte ihn durch verschiedene Fragen. Endlich brachte er scherzend vor, ob Trenck nicht mit ihm nach Berlin reisen und wie seine Vorfahren, für das Vaterland den Degen führen wolle. Bei der Armee sei bessere und ehrenvollere Gelegenheit zum Raufen, als auf der Universität. Sogleich rollte das Soldatenblut in des Jünglings Adern auf, er sagte unbedingt Ja und reiste in wenigen Tagen mit ihm nach Potsdam. Am Tage nach ihrer Ankunft wurde Trenck dem König vorgestellt, der ihn äußerst gnädig empfing. Einige richtige Antworten, seine schöne Gestalt und sein unerschrockenes Wesen gefielen dem Könige sehr, und er erhielt sogleich die Uniform als Cadet der Garde du Corps mit der Versicherung seines künftigen — seinem Verhalten angemessenen Glückes.

Nachdem sich Trenck weitläufig über die vielen Beschwerlichkeiten und Strapazen seines neuen Standes herausgelassen, berichtet er, daß er von Tag zu Tag in des Königs Gunst gestiegen und dieser ihn endlich einer strengen Prüfung unterzogen habe. Er

Digitized by Google

legte ihm z. B. 50 Soldatennamen vor, welche Trenck innerhalb fünf Minuten memorirt hatte. Dann gab er ihm Stoff zu zwei Briefen, deren er einen zu gleicher Zeit in französischer Sprache schrieb, während er den andern in lateinischer Sprache diktirte. Endlich mußte er auch in der größten Geschwindigkeit eine Gegend mit dem Bleistift aufnehmen, und nachdem dieses Alles mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und Geschicklichkeit geschehen war, ernannte ihn der König auf der Stelle zum Cornet. Bei dieser Gelegenheit wird Trenck einmal und zwar zum ersten und letzten Male patriotisch. Er spricht mit dithyrambischem Eifer von der königlichen Beredsamkeit, jeder Ausdruck derselben war ein Feuerfunke, der Trenck's ganze Seele für den König, für seinen Dienst und für das Vaterland in helle Flammen ausbrechen ließ. Er sprach als König, als Vater und zugleich als Kenner und Schätzer großer Talente. Er sah und empfand zugleich, was von Trenck zu erwarten war, und in diesem Augenblicke war er selbst sein Lehrer, sein Freund und sein Monarch.

Trenck's Glück erstieg nunmehr den höchsten Gipfel. Er war Offizier der ersten Garde. Der König liebte ihn, schenkte ihm 1000 Reichsthaler zur Equipage und zwei Pferde aus seinem Stalle, und nun war er mit Eins ein Hofmann, ein Gelehrter und ein Offizier in dem ehrenvollsten Corps in Europa. Seine An-

Digitized by Google

ſtrengung im Dienſte hatte daher auch keine Schranken, ſo daß ihn im Auguſt 1743 der König ſchon wählte, der ſchleſiſchen Kavallerie die neuen Manöver zu lehren, welche Ehre bisher keinem Offiziere von ſo jugendlichem Alter wiederfahren war. Der Monarch empfahl ihn ſelbſt ſeiner gelehrten Geſellſchaft, und bald waren Männer wie Voltaire, Maupertuis, Jordan, La Mettrie und Pöllnitz ſeine Freunde. Ueberdieß hatte ihm auch die Natur keine Vortheile verſagt, wodurch man die Herzen der Menſchen gewinnen mag. Er war nahe an ſechs Schuh hoch, ſein Aeußeres, verbunden mit ſeinen mannigfachen ausgezeichneten Geiſtesgaben, war höchſt einnehmend, demungeachtet aber hatte er bisher allen Verſuchungen der Liebe widerſtanden. Aber auch ſeine Stunde war nun gekommen, und bald fühlte er ſich von einer Leidenſchaft, romantiſch und außerordentlich, wie ſein ganzes Leben, umgarnt.

Im Dezember 1743 wurde das Beilager der Schweſter des Königs, Louiſe Ulrike, mit dem damaligen König von Schweden, Adolph Friedrich, gefeiert. Dabei hatte Trenck als Offizier der Garde die Ehrenwache, und auch die hohe Braut bis nach Stettin zu escortiren. Bei dieſer Gelegenheit gewann er die Gunſt einer vornehmen Dame, die ſich ihm fortan als Freundin und Wohlthäterin bewies. Nun war Trenck ſeiner Verſicherung nahe, der glücklichſte Menſch in

Digitized by Google

Berlin. Der König erzeigte ihm bei allen Gelegenheiten Gnade. Seine Freundin gab ihm mehr Geld, als er brauchte, und bald war seine Equipage die prachtvollste bei der Garde. Sein Aufwand fiel in die Augen, denn von seinem Vater hatte er nur das Gut Groß-Scharlach geerbt, das etwa jährlich 1000 Thaler eintrug, er brauchte aber in manchem Monat mehr. Man fing an zu untersuchen, zu muthmaßen, die Liebenden waren aber beiderseits so vorsichtig, daß Niemand etwas von ihrem Einverständnisse entdecken konnte. Der König zeigte sich bei mehreren Gelegenheiten sehr nachsichtig gegen Trenck, wenn er ohne Urlaub zu nehmen, von Potsdam oder Charlottenburg heimlich nach Berlin sprengte. Ein paarmal wurde seine Abwesenheit verrathen, ihm gebührte Arrest, doch der König war mit der Entschuldigung zufrieden: er sei auf der Jagd gewesen, und es war nicht weiter die Rede davon.

1744 machte Trenck den Feldzug in Böhmen mit, wo er sich bei vielen Gelegenheiten auf das Rühmlichste auszeichnete. Besonders leistete er als Partheigänger die wichtigsten Dienste, und brachte oft 60 bis 80 Fouragewägen, die er den Oesterreichern durch List und Schlauheit abnahm, ins Lager, während andere Fourageurs versprengt und leer daselbst ankamen, wo bereits Mangel und Hunger einzureißen anfingen, und Niemand wegen den umher-

Digitized by Google

ſtreifenden Panduren und Huſaren einen Schritt vor die Fronte wagen durfte. Dadurch befeſtigte er ſich natürlich noch mehr in der Gnade des Königs, ſo daß ihm derſelbe bei einer ähnlichen Gelegenheit eigenhändig den Orden pour le merite um den Hals hing. Auf dem Gipfel ſeines Glückes aber lauerte bereits die unerbittliche Nemeſis auf ihn, die fortwährendes menſchliches Glück nicht ertragen kann.

Gleich nach ſeiner Rückkehr nach Berlin, als die Armee die Winterquartiere bezog, wurde Trenck von einem Lieutenant von der Fußgarde wegen ſeiner geheimen Liebe mit Stachelreden angegriffen. Es kam zum Duell und der Lieutenant erhielt einen Hieb über das Geſicht. Am nächſtfolgenden Sonntage ſagte ihm der König bei der Kirchenparade im Vorbeigehen: „Herr, der Donner und das Wetter wird ihm auf den Hals fahren, wenn er ſich nicht anders beträgt, nehm er ſich in Acht!“ Kurze Zeit darauf kam Trenck einige Augenblicke zu ſpät auf die Parade. Der König, welcher ihn ſogleich vermißt hatte, ſchickte ihn nach Potsdam in Arreſt. Nachdem er bereits 14 Tage geſeſſen, rieth man ihn, um Gnade zu bitten, dazu war er aber zu ſtolz und blieb alſo ſitzen. Abermals verfloſſen acht Tage, dann wurde er vom General-Adjutanten des Königs, von Bork, mit Briefen nach Dresden geſchickt. Bei ſeiner Rückkunft meldete er ſich bei dem Monarchen auf der Parade, und frug, ob er zu ſeiner Esca-

dron nach Berlin reiten dürfe. Die Antwort war: „Wo kommt Er her?“ — „Aus Dresden.“ — „Wo war Er, ehe Er nach Dresden ging?“ — „Im Arrest“ — „So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist.“ Und somit war Trenck wieder Arrestant und blieb es, bis auf drei Tage vor dem Ausmarsche nach Schlesien, der im Monate Mai Statt hatte. Der König wollte ihn nicht ohne Bitte begnadigen, und Trenck war halsstarrig genug, keine machen zu wollen.

Nun aber beginnt die erste große Calamität Trenck's, die er folgender Maßen motivirt. Im österreichischen Heere diente zu dieser Zeit der gefürchtete und berüchtigte Pandurenhäuptling Franz, Freiherr von der Trenck, dessen Vater und der Vater unseres Friedrich Brüder waren. Jener hatte schon früher an Trenck's Mutter geschrieben und ihr gemeldet, daß er im Falle seines Todes ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernannt habe. Die Mutter schickte diesen Brief ihrem Sohne nach Potsdam. Dieser ließ ihn aber unbeantwortet, da er damals mit seinem Zustande so zufrieden war, daß er sein Glück nicht um die Schätze des Mogols vertauscht hätte. Der Rittmeister von Jeschinski war damals Kommandant der Garde und sprach mit Trenck von dem Pandurenhäuptling, fragte auch, ob derselbe mit ihm verwandt sei. Auf die bejahende Antwort und als ihm Trenck die Geschichte wegen der Erbschaft erzählte, tadelte

Digitized by Google

ihn Jeschinski, daß er bei einer so wichtigen Sache so gleichgiltig geblieben sei und setzte endlich hinzu: „Schreiben Sie ihm wenigstens, er soll Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken. Geben Sie den Brief nur mir, ich will ihn mit dem Bedinge sicher bestellen, daß ich auch ein ungarisches Pferd erhalte. Ich nehme auch die Verantwortung auf mich, da es keine Staats- sondern eine Privatkorrespondenz ist.“ Da nun Trenck kurz vorher einige Pferde verloren hatte, welche den Oesterreichern in die Hände gefallen waren, so befolgte er diesen Rath, obschon er von dem König selbst zur Entschädigung seines Verlustes ein schönes Pferd erhalten hatte, und schrieb an seinen Vetter. Einige Tage nachher kamen die gefangenen Pferde mit einem feindlichen Trompeter und einem Briefe, folgendes Inhaltes, an:

„Der österreichische Trenck führt keinen Krieg mit seinem Vetter, dem preußischen Trenck. Es ist ihm daher ein Vergnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschickt.

Franz, Freiherr von der Trenck.“

Aus dieser, wie Trenck hohen Ernstes versichert, was wir dahin gestellt seyn lassen wollen, ganz unschuldigen Korrespondenz, stammte sein ganzes nachfolgendes Mißgeschick.

Noch am Tage, als er den Brief und die Pferde erhielt, meldete sich Trenck beim König. Dieser

aber nahm eine finstere Miene an und sagte: „Da ihm sein Vetter seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht er nun das meinige nicht mehr.“ Indessen hatte dieser Vorfall doch keine unmittelbaren Folgen; Trenck machte den Feldzug mit und war auch bei der Schlacht von Sorau gegenwärtig. Der König scheint ihm auch seine Gunst wieder geschenkt und besonders viele Nachsicht bewiesen zu haben, was aus folgender Anekdote erhellt: Leidenschaftlicher Jäger, wie Trenck war, wagte er es einmal, sich ohne Erlaubniß aus der Armee zu entfernen, um der Jagdlust zu pflegen. Mit Fasanen beladen, kehrte er zurück, wie erschrack er aber, da die Armee indessen aufgebrochen war, und als er kaum keuchend die Arrieregarde erreicht hatte, ihn der König erblickte und auf ihn zuritt. „War er schon wieder auf der Jagd,“ fuhr er ihn an. Die Antwort war: „Ja, Euer Majestät, und ich bitte —“ der König ließ ihn jedoch nicht ausreden, sondern sagte lächelnd: „Schweig er nur still, dießmal hat er's noch zu Gute, wegen Potsdam, nehm er sich aber künftig in Acht und denk' er besser an seine Schuldigkeit.“ Und so ging diese Gefahr, da Trenck Cassation verdient und gefürchtet hatte, glücklich vorüber.

Bald nach der Schlacht bei Sorau, in welcher sich Trenck, seiner Angabe nach, sehr ausgezeichnet hatte, überbrachte ihm der Feldpostbriefträger aber-

Digitized by Google

mals einen Brief von seinem Vetter, welcher, wie folgt, lautete:

„Aus Dero Schreiben vom 12. Februar, de dato Berlin, ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herum zu tummeln. Ich habe bereits mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeigung, daß ich Sie als solchen schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab; oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinen Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird.

Franz, Freiherr von der Trenck."

Dieses Schreiben war nun freilich nicht ganz unverfänglich, und Trenck beschuldigt geradezu seinen Obersten, Jeschinski und noch weiß Gott wem, da er in allen Winkeln Neider und Feinde sah, ihm durch diesen Brief, den er am Ende gar als unterschoben erklärt, einen Fallstrick gelegt zu haben. Bei dieser Gelegenheit wendet er wahrhaft oratorische Kraft an, um sowohl seine vollständige Unschuld, als auch die Bosheit seiner Neider in das gehörige Licht zu stellen. Wir wollen dieses Bestreben jedoch dahin gestellt seyn lassen, da demungeachtet nicht das volle Licht über diese Begebenheit verbreitet wird und uns nur an das wirklich interessante Factische halten. Genug,

ſchon am folgenden Tage nach Empfang des Briefes wurde Trenck, ſeinem Betheuern zu Folge, ohne Verhör, ohne Kriegsrecht und ohne, daß ihm Jemand irgend ein Verbrechen vorhielt, arretirt und mit einer Bedeckung von 50 Huſaren nach Glatz auf die Feſtung geführt. Er durfte nur drei Pferde und zwei Bediente mitnehmen; die ganze übrige Equipage blieb zurück und ſoll, wie er verſichert, dem Herrn von Jeſchinski zur Beute geworden ſeyn. Im weiteren Verlauf der Geſchichte kommen jedoch Umſtände vor, welche die Wahrheit dieſer Behauptung ſtark in Zweifel ziehen laſſen. Seine Stelle wurde ſogleich durch einen andern Fahnenjunker erſetzt und er folglich auch kaſſirt, ohne zu wiſſen, warum.

Die weiteren intereſſanten Abenteuer dieſer Gefangenſchaft wollen wir mit Trenck's eigenen Worten geben, wodurch ſie allein in das gehörige Licht geſetzt werden können. „Ich ſaß nun," ſo ſpricht er, „als wirklicher Uebelthäter in der Citadelle zu Glatz, obzwar in keinem Kerker, ſondern bei dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Feſtung frei herumgehen, und behielt meine eigenen Leute zur Bedienung. Weil es mir am Gelde nicht fehlte, ſo hatte ich unter der Garniſon bald Freunde und Freiheit genug, und alle Tage war offene Tafel bei dem reichen Arreſtanten. Was aber mein Herz dabei empfand, kann nur der entſcheiden,

Digitized by Google

welcher mich im Jugendfeuer auf der Ehrenbahn gekannt, in Berlin in meinen Glücksumſtänden geſehen und jemals empfunden hat, was ein ehrgeiziges Herz in meiner damaligen Lage empfinden konnte. Ich ſchrieb an den König und bat trotzig um Verhör und Kriegsrecht, ſtatt um Gnade und Nachſicht. Dieſer übermüthige Ton eines feurigen, beleidigten Jünglings gefiel dem Monarchen nicht, ich erhielt alſo keine Antwort. Auch korreſpondirte ich durch Beihilfe eines wackeren Kameraden mit dem Gegenſtande meines Herzens, von woher ich Troſt und 1000 Dukaten erhielt, damit es mir im Arreſt nicht an Gelde fehle. Meine Freunde, die ich mir unter der Garniſon erworben hatte, glaubten aber, mein Geld, welches ich freiwillig unter ſie austheilte, käme aus Ungarn aus der Pandurenkaſſe und munterten mich auf, nicht länger im Arreſt zu bleiben, ſondern mir, dem König zum Trotze, meine Freiheit eigenmächtig zu verſchaffen, wozu ſie mir gern behilflich ſeyn würden. Ich hatte wohl ſchon ſelbſt darüber nachgedacht, jedoch noch nichts feſt beſchloſſen, da ich mich nicht ſo leicht entſchließen konnte, mein Vaterland, beſonders Berlin zu verlaſſen. Nadem ich jedoch ſchon fünf Monate im Arreſte zugebracht und erfahren hatte, daß der Frieden geſchloſſen und meine Stelle bei der Garde bereits beſetzt ſei, nahm ich das Anerbieten eines Lieutenants, von Piaski und des Fähnrichs Reiz, an, welche Anſtalten treffen wollten, daß ich aus Glatz entfliehen und ſie Beide mitnehmen konnte.

Von einem gewiſſen Rittmeiſter, von Manget, dem ich viel Gutes gethan hatte, und in unſer Intereſſe zu ziehen ſuchte, wurde der Anſchlag jedoch verrathen, und ich wurde als ein Verführer der Offiziere des Königs in ein enges Gefängniß geſchloſſen und ſcharf bewacht. Reiz kam ebenfalls in ſtrengen Arreſt und wurde auch kaſſirt, Piaski aber rettete ſich noch bei Zeiten durch Deſertion. So endete ſich kläglich genug mein erſter Befreiungsverſuch."

„Mein Schickſal in Glatz war nun unendlich verſchlimmert, und der König in ſeinem Argwohn gegen mich beſtärkt und auf das Aeußerſte gegen mich aufgebracht, weil ich zu entfliehen geſucht hatte. Viele von der Garniſon waren jedoch noch immer auf meiner Seite, und ich durfte bei jeder Gelegenheit auf ihren Beiſtand rechnen. Darum gab ich auch mein Vorhaben nicht auf, und mehrere Pläne wurden zu meiner Befreiung und Flucht verabredet. Der erſte Anſchlag war folgender: Mein Fenſter war an der Lärmſchanze bei 15 Klafter hoch gegen die Stadtſeite gelegen. Ich konnte alſo nicht aus der Citadelle kommen, ohne vorher in der Stadt einen Zufluchtsort zu ſuchen. Dieſer wurde endlich durch einem Offizier bei einem Seifenſieder aufgefunden. Nun raſpelte ich mit einem ſchartig gemachten Federmeſſer drei eiſene Stangen durch, die von beträchtlicher Dicke waren. Da aber dieß zu lange

Digitized by Google

aufhielt, und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, ehe ich zum Fenster hinaus konnte, so steckte mir ein Kamerad eine Feile zu, mit der ich jedoch sehr vorsichtig arbeiten mußte, um von den Schildwachen nicht gehört zu werden. Sobald ich damit fertig war, schnitt ich mein ledernes Felleisen in Riemen, nähete sie zusammen, wozu ich einen aufgelösten Zwirnstrumpf nahm, knüpfte ein Paar Leintücher daran, und ließ mich so bei einbrechender Nacht von dieser erstaunlichen Höhe glücklich herab. Es regnete, die Nacht war außerordentlich finster und Alles ging glücklich. Ich hatte jedoch nicht vorgesehen, daß ich die Senkgrube der öffentlichen Kloake durchwaten mußte, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und das stellte sich bald als unüberwindliches Hinderniß dar. Freilich sank ich nur bis an die Knie in den eckelhaften Unrath, ich arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung, war aber nicht im Stande, mich heraus- und hindurch zu arbeiten. Ich steckte so fest, daß ich am Ende alle Kräfte verlor, und nach mehrstündiger Riesenarbeit gezwungen war, der Schildwache auf der Lärmschanze zuzurufen: „Melde dem Kommandanten, daß der Trenck hier im Kothe steckt.“ Zum Unglück war damals General Fouquet, ein Hauptfeind des Trenck'schen Namens, Kommandant in Glatz. Er ließ mich, zum öffentlichen Schauspiele der ganzen Garnison, bis gegen Mittag in der eckelhaften Pfütze stecken, dann erst herausziehen, wieder in ein Gefängniß sperren und den ganzen Tag kein

Digitized by Google

Waſſer geben, um mich zu reinigen. Erſt gegen Abend wurde dieß durch einige Arreſtanten bewerkſtelligt. Mein zweiter mißlungener Befreiungsverſuch hatte noch ſchrecklichere Folgen, denn nun wurde mein Arreſt auf alle mögliche Weiſe verſchärft. Alles Geld wurde mir abgenommen, bis auf 80 Louisd'ors, die mir bei meiner neuen ſchmutzigen Einfahrt in den Kerker nicht abgenommen wurden, und dieſe leiſteten mir in der Folge gute Dienſte.

Nun ſtürmten auf einmal alle Leidenſchaften in mir, und das jugendliche Blut empörte ſich gegen alle Vernunftſchlüſſe. Meine Nächte wurden ſchlaflos, die Tage unerträglich. Kaum waren acht Tage ſeit der letzten fehlgeſchlagenen Unternehmung verfloſſen, als ſich ein Vorfall ereignete, der in den Geſchichtsbüchern aller Zeiten unwahrſcheinlich wäre, wenn ich ihn nicht ſelbſt öffentlich zu einer Zeit ſchriebe und bekannt machte (1787), wo ich als der Hauptacteur bei dieſer Rolle noch wirklich lebe und ganz Glatz, ſo wie die ganze preußiſche Armee (?) als Augen- und Ohrenzeugen auffordern kann. Ich ſuchte aber in der größten Verzweiflung entweder Freiheit oder Tod. Eines Tages Nachmittags kam der damalige Platzmajor von Dow, von dem Adjutanten und wachhabenden Offizier begleitet, in mein Gefängniß, viſitirte in allen Winkeln und ließ ſich mit mir in Unterredung ein, wobei er meine Fluchtver-

Digitized by Google

ſuche gedoppelte Verbrechen nannte, die nothwendig den Zorn des Monarchen noch ſtärker gegen mich aufregen mußten. Das Wort: „Verbrechen,“ brachte ſchon mein Blut in Wallung; er ſprach von Geduld, ich frug, auf wie lange mich der König verurtheilt habe. Er antwortete, ein Verräther ſeines Vaterlandes, der mit dem Feinde korreſpondire, habe keine beſtimmte Zeit, als die Gnade des Königs. — Nun war es unmöglich, meine Wuth länger zu bezähmen, ich riß ihm augenblicklich den Degen von der Seite, auf den ich ſchon lange mein Augenmerk gerichtet hatte (!), ſprang zur Thür hinaus, warf die erſchrockene Schildwache die Stiege hinunter, fand am Stockhausthore die Wache unter Gewehr, da ſie eben zufällig zur Ablöſung heraus gerufen war, lief ihnen mit dem Degen auf der Fauſt auf den Leib — Alles erſchrack, war überrumpelt und machte Platz. Ich hieb rechts und links, bleſſirte vier Mann, lief mitten hindurch, ſprang auf die Bruſtwehre des Hauptwalles, und geradesweges von der erſtaunlichen Höhe hinunter, ohne allen Schaden, behielt auch ſogar den Degen in der Fauſt *). Auch den zweiten niedern Wall ſprang ich eben ſo glücklich

*) Aehnliche Heldenthaten hat nur noch Herr von Crac, junior, geübt, als er, ganz allein, ein Bataillon umzingelte und in die Pfanne ſchlug — höchſtens noch Münchhauſen, als er ſeinen abgehauenen Kopf beim Schopfe nahm, und rüſtig fortkommandirte.

Digitized by Google

hinunter. Niemand hatte geladenes Gewehr, Niemand getraute sich nachzuspringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Umwege in die Stadt, dann aber erst zum Thore hinaus, folglich hatte ich eine halbe Stund Vorsprung, ehe mir Jemand folgen konnte. Bei einer engen Passage an einem Außenwerke lief mir eine Schildwache entgegen, und widersetzte sich meiner Flucht. Bald war sein Gewehr mit dem Bayonnete ausparirt, und er erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andere Schildwache von Außenwerke kam mir von Hinten auf den Leib, ich sprang schleunigst über die Palissaden, blieb aber mit dem Fuße zwischen denselben stecken, wurde mit einem Bayonnetstiche in die — Oberlippe verwundet, dann bei dem Fuße festgehalten, bis Andere zu Hilfe kamen, die mich mit Kolbenstößen übel zugerichtet, weil ich mich, wie ein Verzweifelter wehrte, in mein Gefängniß zurückschleppten. Hiermit hatte nun alle Hoffnung auf Befreiung ein Ende. Mein Arrest wurde abermals verschärft *), man gab mir einen Unteroffizier mit zwei Mann in das Zimmer, die mit mir eingeschlossen und von Außen wieder bewacht wurden. Ich war elend mit Kolbenstößen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut und meine Wunde heilte erst nach vier Wochen wieder.

*) Ohne allen Zweifel nach Recht und Billigkeit.

Digitized by Google

So sehr aber auch jetzt alle Hoffnung zur Befreiung verschwunden schien, so fand sich bald wieder neue Gelegenheit zu einer Unternehmung. Ich lernte die Soldaten kennen, die mich bewachten, an Geld fehlte es mir nicht. Bald hatte ich also ein Komplott von 32 Mann auf meiner Seite, die auf einen Wink bereit waren, Alles für mich zu unternehmen. Die Garnison bestand damals nur aus 120 Mann und vier Offiziere wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in meinem Verständniß waren *). Alles war veranstaltet und bereits lagen Pistolen, Degen und scharfe Patronen in einem Ofenloche an meinem Kerker versteckt. Wir wollten alle Arrestanten befreien und dann mit klingendem Spiele nach Böhmen marschiren. Ein Niederträchtiger (?) verrieth jedoch die ganze Sache. Der Gouverneur schickte seinen Adjutanten sogleich mit dem Befehl auf die Citadelle, der wachhabende Offizier solle sogleich den Unteroffizier Nikolai, meinen intimsten Vertrauten, verhaften und die Kasematte verschließen. Nikolai war eben auf der Hauptwache und der Lieutenant, welcher auch mit im Komplotte war, gab ihm ein Zeichen, daß Alles verrathen sei. Im Augenblicke war der Entschluß jenes braven Mannes gefaßt. Er sprang in die Kasematte, und rief: „Brüder, zum Gewehr! wir sind Alle verrathen.“ Alles

*) Warum waren wir denn aber gar so über die Beschuldigung: „Verführer der Offiziere des Königs,“ erboßt?

Digitized by Google

folgte ihm nun nach der Wache des Stockhauſes, ſo daß der Offizier nur acht Mann bei ſich behielt, die kein geladenes Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die ſcharfen Patronen, drohten Alles niederzuſchießen, und verſuchten meine eiſerne Thüre zu ſprengen. Sie war jedoch zu ſtark, die Zeit zu kurz, er rief mir daher zu, ich ſollte mir heraus helfen, welches jedoch unmöglich war. Und ſo marſchirte der beherzte Mann nebſt 19 anderen die ihm folgten, mit geſchultertem Gewehre zum Feldthore. Der daſelbſt mit ſechs Mann ſtationirte Unteroffizier wurde gezwungen, ſich mit ihm zu vereinigen. Und auf dieſe faſt unglaubliche Art kam er glücklich nach Braunau in Böhmen. Denn ehe Lärm in der Stadt wurde und Truppen ausmarſchiren konnten, um ihn zu verfolgen, hatte er ſchon ſicher den halben Weg erreicht. Nunmehr ſchlugen alle Wetter über meinen Kopf zuſammen. Man wollte mir als einen Komplotteur und Verführer der königlichen Offiziere und Soldaten den Kriminalprozeß machen. Ich ſollte die zurückgebliebenen Betheiligten nennen, gab aber auf keine derlei Fragen Antwort, ſondern erklärte ſtandhaft: „Ich ſei ein ohne Verhör und Kriegsrecht verurtheilter unſchuldiger Arreſtant, ein kaſſirter Offizier, dem keine Pflichten mehr gegen das Vaterland obliegen konnten. Das Naturgeſetz gebe mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten und meine Freiheit auf alle mögliche Weiſe zu ſuchen. Ich wollte entweder meinen edlen Zweck erreichen, oder ſterben. —

Dabei blieb es und nun erfolgten alle möglichen Arreſtverſchärfungen, nur keine Eiſen wurden mir angelegt. Das größte Uebel aber war, daß mein Geld zu Ende ging und daß ich auf meine wiederholten Briefe an meine Freundin in Berlin endlich folgende niederſchlagende Antwort in franzöſiſcher Sprache erhielt: „Ich traure mit Ihnen, allein Ihr Uebel iſt ohne Hilfe. Dieß iſt mein letzter Brief, ich darf ferner nichts mehr für Sie wagen. Retten Sie ſich, wo möglich. Ich bleibe in allen Fällen Ihre alte Freundin, wo es mir nur möglich ſeyn wird, Ihnen zu nützen. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund. Sie verdienten ein anderes Schickſal.“ Dieß war der härteſte Schlag, der mich treffen konnte, doch verlor ich noch immer nicht die Hoffnung mich zu retten.“

„Es gelang mir auch bald in dem Lieutenant von Schell einen rettenden Freund zu finden. Schell war ein Menſch von ganz außerordentlichen Talenten, ſprach und ſchrieb ſechs Sprachen, und hatte Kenntniß von allen ſchönen Wiſſenſchaften. Fouquet konnte aber keinen gelehrten Offizier leiden, und chikanirte ihn auf alle Weiſe. Schell hatte ſchon zweimal den Abſchied vergebens gefordert, deßhalb entſchloß er ſich zu deſertiren, und aus Rache gegen Fouquet mich aus dem Gefängniſſe zu befreien. Wir redeten ab, daß bei ſeiner nächſten Wache Alles veranſtaltet wer-

Digitized by Google

den ſollte, um ſodann bei der folgenden den Anſchlag auszuführen. Alle vier Tage bezog er die Wache, folglich ſollte die Flucht binnen acht Tagen bewerkſtelligt werden. Es war zwar der Befehl gegeben worden, daß eine Thüre immer verſchloſſen bleiben und mir das Eſſen durch ein Fenſter in der Mitte desſelben hineingereicht werden ſollte. Die Offiziere hatten aber einen Nachſchlüſſel machen laſſen, und ſaßen oft den halben Tag und ganze Nächte bei mir. Bald wäre jedoch dieſer Plan durch Verrath wieder geſtört worden; ſchon war der Befehl zu Schell's Verhaftung gegeben worden, als er auf einmal in mein Zimmer kam, einen Unteroffiziersſäbel unter dem Rocke hervorzog und rief: „Freund, wir ſind durch den Kapitän von Damitz verrathen. Folge mir und laß mich nicht lebendig in ihre Hände fallen.“ Ich wollte mit ihm ſprechen, er ergriff mich jedoch raſch bei der Hand und ſagte: „Folg'! es iſt keine Minute zu verlieren. „Ich warf demnach ſchnell meinen Rock über die Schulter, zog die Stiefel an und nahm mir nicht einmal Zeit, mein weniges Geld mitzunehmen. Wir gingen hinaus, hatten aber kaum hundert Schritte gemacht, als uns der Major Quandt nebſt dem Adjutanten begegnete. Schell erſchrack, ſtieg auf die Bruſtwehre und ſprang vom Walle herunter, der an dieſer Stelle eben nicht ſehr hoch iſt. Ich folgte, ſprang nach und kam glücklich hinunter, außer, daß ich mir die Schulter etwas aufgeſchunden hatte. Mein Freund hatte aber das Unglück, den Fuß am Knöchel aus dem

Digitized by Google

Gelenke zu fallen. Sogleich zog er ſeinen Degen und bat mich, ihn zu durchbohren, und mir dann zu helfen, wie ich könnte. Er war aber ein kleiner, ſchwacher Menſch, ich nahm ihn in die Arme, half ihm über die Paliſſaden, warf ihn dann auf meinen Rücken und lief geradezu mit ihm davon, ohne zu wiſſen, wohin. Die Sonne war eben untergegangen, dabei war die Luft neblig, und es gab ſtarkes Glatteis. Der Lärm hinter uns war zwar gewaltig, Niemand aber mochte uns nachſpringen, und ehe Jemand aus der Citadelle in die Stadt und von da das Thor erreichen und uns verfolgen konnte, hatten wir eine gute halbe Stunde voraus. Die Allarmkanonen wurden, wie bei Deſertion gewöhnlich, ſchon abgefeuert, ehe wir 100 Schritte entfernt waren. Dieſes ſchreckte meinen Freund noch mehr, weil er wußte, daß von Glatz faſt kein Gemeiner glücklich davongekommen war, der nicht wenigſtens zwei Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummten, und weil die ſogleich alle möglichen Paſſagen beſetzenden Bauern und Huſaren geübt und wachſam waren. Wir entſprangen obendrein am hellen Tage und daß wir demungeachtet glücklich und wunderbar davonkamen, kann ich nur meiner Gegenwart des Geiſtes und dem bereits erworbenen Rufe zuſchreiben, daß mich weder zwei noch auch drei und vier der Nachſetzenden ſo leicht überwältigen würden.

Digitized by Google

Schon hatten wir die böhmiſche Gränze erreicht als wir dem zum Nachſetzen beorderten Lieutenant Bart begegneten. Dieſer aber, mein Freund, der mich immer brüderlich liebte, rief mir zu: „Bruder, mach, daß du beſſer links gegen das dort liegende einzelne Haus kommſt, dort iſt die Gränze, die Huſaren ſind ſo eben rechts geritten“ und damit eilte er fort. Da ich meinen Freund fortwährend zu tragen genöthigt war, ſo wurde ich endlich ſo ermüdet, daß ich ihn niederſetzen mußte. Meine Gegenwart des Geiſtes verließ mich jedoch nicht einen Augenblick. Schon hörten wir in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Deſertions-Cordon zu ziehen hatten, hörten wir auf allen Seiten Allarm machen. Zum Glücke war die Luft ſo neblig und trübe, daß wir nicht leicht aus der Ferne geſehen werden konnten. Nachdem wir uns noch einige Zeit fortgeſchleppt hatten, hörte ich das Rauſchen eines Fluſſes in der Nähe, und Schell belehrte mich, daß wir uns unweit der Neiße befinden müßten. Ich trachtete alſo dahin zu kommen, welches in einigen Augenblicken geſchah. Der Fluß war nur wenig befroren, ich nahm alſo meinen Freund und führte ihn durch, ſo weit ich waten konnte. Bei der größeren Tiefe, die nicht über drei Klafter breit war, ſchwamm ich, nnd er mußte ſich an meinem Haarzopf feſthalten. Ich dankte Gott, daß ich in meiner früheſten Jugend das Schwimmen ſo wohl erlernt hatte und keine Tiefe ſcheute. Als wir endlich glück-

Digitized by Google

lich, jedoch durchnäßt und faſt erſtarrt, an das andere Ufer gelangt waren, konnte ich mich nur dadurch erwärmen, daß ich meinen Freund wieder auf den Rücken nahm und ſchnell mit ihm fortging. Er hingegen litt Alles, was ein Menſch nur zu leiden im Stande iſt. Näſſe, Kälte und Schmerzen am verrenkten Fuße, den ich mich vergebens einzurichten bemühte. Sobald wir jedoch die Neiße paſſirt hatten, waren wir wenigſtens außer Gefahr der Verfolgung, da uns Niemand auf den Weg nach Schleſien ſuchte. Ich ging alſo etwa eine halbe Stunde neben dem Ufer fort, dann fanden wir einen Fiſcherkahn am Ufer, ſprengten das Schloß, fuhren wieder hinüber und gewannen in kurzer Zeit das Gebirge *). Hier ſetzten wir uns auf den Schnee. Der Muth nahm wieder zu, wir hielten Rath, was weiter zu thun ſei. Endlich ſchnitten wir einen tüchtigen Stock ab, womit ſich Schell auf einem Fuße ſtreckenweiſe vorwärts half, um mich raſten zu laſſen. Der tiefe Schnee im Gebirge mit ſeiner leicht einbrechenden Kruſte aber machte dieſe Reiſe höchſt beſchwerlich. So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herumwühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Der Tag brach an, wir glaubten ſchon nahe an der Gränze zu ſeyn, welche vier Meilen von Glatz ent-

*) Die mancherlei Unwahrſcheinlichkeiten in dieſer Relation ſind auffallend, aber unmöglich davon zu trennen.

Digitized by Google

fernt iſt, hörten aber mit Schrecken noch die Glatzer Uhr ſchlagen. Müdigkeit, Kälte und Hunger plagten uns gewaltig. Nach gemachter Ueberlegung und einem etwa halbſtündigen Vorwärtsarbeiten kamen wir endlich an ein Dorf, vor welchem zwei einzelne abgeſonderte Häuſer ſtanden Wir hielten daher Verabredung, und führten folgenden Plan aus: Zwar hatten wir Beide im Wallſprunge zu Glatz die Hüte verloren, allein Schell hatte noch Scherpe und Ringkragen als wachhabender Offizier am Leibe, die ihm bei den Bauern Anſehen geben konnten. Nun ſchnitt ich mich in den Finger, beſtrich mir Geſicht, Hemde und Rock mit Blut, wie ein Schwerverwundeter und verband mir den Kopf. Dann trug ich Schell bis an das Ende des Geſträuches unweit den Häuſern. Hier band er mir die Hände auf den Rücken. doch ſo, daß ich ſie gleich frei machen konnte, hüpfte mit ſeinem Stocke hinter mir her, und ſchrie um Hilfe. Zwei alte Bauern kamen herausgelaufen. — „Gleich," rief Schell, „lauft in das Dorf, der Richter ſoll den Augenblick einen Wagen ſchicken, ich habe den Spitzbuben eingeholt, er hat mir mein Pferd erſtochen, ich habe ihn aber zuſammengehauen und gefangen, geſchwind einen Wagen, damit er noch gehenkt wird, ehe er krepirt." So ließ ich mich halbtodt in das Zimmer ſchleppen. Wie erſtaunten wir aber, als der alte Bauer Schell beim Namen nannte und verſicherte, daß er wußte, wir wären ſelbſt die Deſerteurs, weil ſchon Abends vorher ein

Digitized by Google

nachſetzender Offizier im Wirthshauſe geweſen, uns genannt, unſere Kleidung beſchrieben, auch die ganze Geſchichte unſerer Flucht erzählt hatte. Nun blieb uns nichts übrig, als ſchneller Entſchluß. Ich ſprang hinaus, lief in den Stall und Schell hielt indeß den alten Bauer zurück, der aber Mitleid mit uns hatte, und uns ſogar den Weg ſagte, den wir zu nehmen hatten, um Böhmen zu erreichen. Ein junges Mädchen folgte mir, ich fand Pferde im Stalle, aber keinen Zaum. Flehentlich bat ich das Mädchen, mir zu helfen, ſie gab mir zwei Zäume und war ſehr gerührt über meine Lage, ſie wäre mir vielleicht auf der Stelle gefolgt *). Schell erſchien, ich half ihm auf ein Pferd und wir ritten davon, ohne auf die Klagen des Bauern zu achten, der um ſeine Pferde jammerte. Kaum waren wir etliche hundert Schritte entfernt, ſo ſahen wir ſchon die Bauern aus dem Dorfe herbeieilen. Zum Glück war es Feiertag und Alles war in der Kirche; wenn die Leute zu Hauſe geweſen waren, ſo waren wir ohne Rettung verloren, da Schell lahm und ich todtmüde war, und ihnen folglich nicht entlaufen konnten. So aber wurden wir dießmal glücklich aus der augenſcheinlichſten Gefahr gerettet.

*) Ein ziemlich ſtarker Beweis von der ungeheueren Eitelkeit unſeres Helden, abgeſehen von der gänzlichen Unwahrſcheinlichkeit der Sache ſelbſt in dieſer Situation.

Digitized by Google

Unſer Weg ging nun gerade nach Wünſchelburg. Hier war kein anderes Mittel, als durch die Stadt zu reiten. Unſere Equipage, ohne Sattel und Hut, ſtellte uns deutlich genug als Deſerteurs dar, die Pferde liefen aber ziemlich gut, und wir kamen glücklich durch, obſchon in dem Städtchen 80 Mann Infanterie und 12 Huſaren zum Verfolgen und Anhalten der Deſerteurs in Garniſon lagen. Endlich gegen Mittag erreichten wir glücklich die böhmiſche Gränze. Niemand kann unſere Freude beſchreiben, als wir uns nach ſo vielen Mühſeligkeiten und Beängſtigungen endlich gerettet ſahen. Von Braunau aus ſchickte ich ſogleich die zwei Pferde nebſt dem mitgenommenen Säbel dem General Fouquet nach Glatz zurück. Mein beigegebener Brief war ihm ſo empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Thüre und auch an den Wällen, wo wir vorüber gingen, Schildwache ſtanden, Spießruthen laufen ließ, weil er den Tag vorher noch verſichert hatte, daß es mir nunmehr unmöglich ſei, je mehr zu entkommen. Auch ſchrieb ich von hier aus an den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der Sache vor, erwies ihm meine Unſchuld (!) und bat um Gerechtigkeit, erhielt aber" (ganz natürlich) „keine Antwort. Nun war ich alſo in Böhmen als ein Fremdling, ohne Geld, ohne Schutz und Freund, und ſchon im 20. Lebensjahre meiner eigenen Führung überlaſſen. Ein Leinweber, bei dem ich früher im Quartiere gelegen hatte, nahm mich in ſein Haus

Digitized by Google

auf. Ich hatte nur mehr einen Louisd'or im Vermögen, Schell hatte gar nur mehr 40 Kreuzer, und jetzt sollte er vor Allem seinen ausgerenkten Fuß heilen lassen, ehe er sich um weiteren Unterhalt bekümmern konnte. Unsere Lage war wirklich verzweiflungsvoll. Zum Trenck nach Wien wollte ich durchaus nicht gehen und lieber in Ostindien mein Glück suchen, um nicht in meinem Vaterlande den Argwohn zu bestärken, daß ich wirklich untreue Gedanken gehabt hatte. Ich schrieb auch nach Berlin an meine Freundin, erhielt aber keine Antwort; eben so vergebens war ein Schreiben an meine Mutter. Sie war vom allgemeinen Rufe eingenommen und schickte mir keine Hilfe, meine Brüder standen noch unter Vormundschaft und so blieb ich von allen Seiten ohne Hilfe, obendrein erfuhr ich aus der Zeitung, daß der berühmte Pandurenkommandant, mein Vetter, eben in einen schweren Kriminalprozeß verwickelt worden sei. Ich entschloß mich nun, den Weg nach Preußen zu meiner Mutter zu Fuß zu unternehmen, dann aber russische Dienste zu suchen. Schell, dessen Schicksal von den meinigen abhing, wollte mich nicht verlassen. Er verkaufte seine Schärpe und seinen Ringkragen, ich meine Uhr und sobald sein Fuß nur etwas geheilt war, machten wir uns ungesäumt auf den Weg. Wir nahmen als gemeine preußische Deserteurs Pässe mit verkehrten Namen, Schell hieß Lesch, ich Knert. So gingen wir den 21. Jänner Abends aus Braunau. Ein Freund aus Neurode

ſchenkte uns ein Paar Sackpiſtolen, eine Flinte und drei Dukaten, ſo daß wir doch für den Augenblick verſehen waren."

Nun beginnt ein förmliches Tagebuch dieſer Fußreiſe von Braunau in Böhmen, über Bielitz durch Polen nach Merenitz, und von da über Thorn nach Elbing, eine Reiſe wie Trenck ſchon in der Ueberſchrift ausdrücklich bemerkt, von 169 Meilen, welche zurückgelegt wurde, ohne zu betteln oder zu ſtehlen. Hier wollen wir nur die intereſſanteſten Fata mit Trenck's eigenen Worten ausheben: „Den 20. kamen wir nach Leutomiſchl. Hier aß ich ein warmes Brot, das erſt aus dem Ofen kam, begierig, und wäre dadurch beinahe am Magenkrampf geſtorben. Unterwegs verkauften wir eine Halsbinde um vier Gulden, dann eine Violine im Futteral, die wir auf der Straße gefunden hatten, dem Wirthe in Weißkirchen für zwei Gulden, obſchon ſie vielleicht 20 werth war. Schell vertauſchte auch ſeine Uniform gegen einen grauen Handwerksburſchenrock an einen Juden, und erhielt noch 2 fl. 15 kr. heraus. Den 28. kamen wir in die Gränzſtadt Bielitz zwiſchen den öſterreichiſchen Staaten und Polen (damals) und hier forderte uns der daſelbſt garniſonirende Hauptmann den Paß ab. Da unſere Namen, wie bereits erwähnt, verkehrt angegeben waren, uns aber ein aus Glatz deſertirter Tambour kannte und verrieth, ließ uns der

Hauptmann sogleich arretiren und ohne daß er uns die geringste Rechtfertigung gestattete, zu Fuße nach Teschen, ein vier Meilen langer Weg, zurückführen. Durch den dort kommandirenden Oberstlieutenant erhielten wir jedoch unsere Freiheit wieder und bekamen noch obendrein vier Dukaten zum Geschenke, die mir sehr gelegen kamen, da ich mir ein Paar neue Stiefeln dafür anschaffte. Wir gingen nun nach Bielitz zurück und über die polnische Gränze. Von dem nächsten Dorfe schickte ich dem Hauptmann sogleich eine Ausforderung, worauf ich jedoch keine Antwort erhielt, und ich ihn daher für einen ehrlosen Menschen für immer halten werde. — Zu Czenstochau wären wir bald von Fouquet ausgeschickten Kundschaftern in die Hände gefallen, unser rechtschaffener Wirth verrieth uns jedoch deren Anschläge und wir blieben zwei Tage daselbst, bis dieselben auf den Weg nach Warschau abgefahren waren. Trotz alles Zuredens meiner Freunde aber war ich nicht zu bewegen, einen andern Weg einzuschlagen, denn ich brannte vor Begierde, mit diesen Leuten handgemein zu werden und sie zu züchtigen. Wir erhielten von unserem gutherzigen Wirthe willkommene Geldaushilfe und gingen weiter. Ich hatte eine Flinte, einen guten Säbel und Jeder von uns hatte ein Paar Pistolen unter dem Rocke. Unsere Verfolger aber hatten nur eine Flinte im Wagen, und so waren wir denn auf alle Fälle vorbereitet.

Digitized by Google

Die von mir ſehnlich gewünſchte Gelegenheit mit meinen Verfolgern handgemein werden zu können, fand ſich bald. Kaum waren wir den 7. Februar eine Stunde über das Dorf Parſemechi hinaus, ſo ſahen wir von Weitem einen Wagen auf der Straße. Wir kamen näher und erkannten den Wagen unſerer Verfolger, der im Schnee zu ſtecken ſchien. Die Herren ſtanden um ihn herum. Sobald wir uns näherten, riefen ſie uns um Hilfe. Wahrſcheinlich war dieß ein Anſchlag, uns nahe zu locken. Wir traten jedoch ſogleich aus der Straße, gingen etwa 30 Schritte entfernt ſeitwärts vorbei, und riefen: „Wir haben keine Zeit, meine Herren!“ — Sogleich ſprangen ſie alle Vier nach dem Wagen, rißen Piſtolen heraus und liefen mit dem Geſchrei auf uns zu: „Halt, ſteht ihr Spitzbuben!“ Zeit war keine zu verlieren, darum wandte ich mich ſchnell um und ſchoß den Erſten, der mir nahe kam, mit der Flinte nieder. Er ſtürzte, Schell ſchoß ſeine Piſtolen ab, auch von der andern Seite fielen Schüſſe, wodurch Schell einen Streifſchuß am Halſe bekam. Ich feuerte ebenfalls meine Piſtolen los und verfolgte einen, der davon laufen wollte, mit aller Wuth. Endlich wandte er ſich, er mochte aber wohl verwundet ſeyn, da er blutete. Kaum vermochte er den Säbel zu ziehen, ich hieb ihn alſo ohne viele Gegenwehre nieder. Als ich mich jedoch wieder zu den Uebrigen wendete, ſah ich mit Schrecken, daß die andern Beiden den ſchwachen Schell überwältigt hatten und nach

Digitized by Google

den Wagen ſchleppten. Raſend fuhr ich auf ſie los, kaum hatten ſie mich aber erblickt, ſo ließen ſie ihn los, und liefen ſchnell in das Feld. Der Kutſcher aber hatte ſich bereits auf den Wagen geſchwungen und fuhr im geſtreckten Galoppe davon. Da nun der Kampfplatz gereinigt war, ſo wendete ich mich zu dem Erſten, welcher gefallen war, und riß ihm die ſilberne Uhr aus der Taſche. Auch nach Geld wollte ich ſuchen, da kam aber ein Wagen mit 6 Pferden von der Höhe herab und wir mußten uns eiligſt entfernen, um nicht am Ende gar für Straßenräuber gehalten und arretirt zu werden *). Wir nahmen einen mühſamen Umweg durch den Wald und kamen erſt gegen Abend wieder in Parſemechi an. Daſelbſt trafen wir ſächſiſche Werber, die uns freundſchaftlich behandelten. Schell wurde verbunden und wir blieben mehrere Tage mit dieſen guten Sachſen in Geſellſchaft."

Hier verfällt Trenck wieder in Betrachtungen, bei denen man ungewiß wird, was am meiſten dabei zu bewundern, deſſen graſſe Sophiſtereien oder ſeine maßloſe Arroganz. Das merkwürdige Raiſonnement lautet wie folgt: „In der Folge habe ich erfahren, daß von denen, die uns angriffen, nur Einer nebſt dem Kutſcher lebendig nach Glatz zurückgekommen iſt. Der Offizier, welcher ſich zu dieſer That brauchen ließ,

*) Jedenfalls würde es dem Herrn Baron ſchwer geworden ſeyn, dieſe Beſchuldigung vollſtändig zu entkräften.

Digitized by Google

hieß Gersdorf, und soll 150 Dukaten bei sich getragen haben, als man ihn todt wegtrug. Welche herrliche und gerechte Beute wäre dieses zu unserer Reisezehrung gewesen, wenn der verwünschte Wagen mit sechs Pferden uns nicht von der Wahlstatt vertrieben hätte. Das Glück war aber dem Gerechten dießmal wieder nicht günstig. Ich war der verrätherisch Angegriffene, und mußte wie ein Straßenräuber davon laufen. Die erbeutete Uhr verkauften wir einen Juden um 4 Dukaten, den Hut um drei einen halben Gulden, und die Flinte, die wir auch mit gewonnen hatten, um einen Dukaten, da Schell zu schwach war eine Flinte zu tragen."

„Den 19. Februar" — so fährt der Reisebericht weiter fort — „kamen wir nach Goblin. Unser Geld war unterwegs verzehrt oder in Parsemechi für die Heilung Schell's aufgegangen, so vertauschte ich meinen Rock an einen Juden gegen einen grauen Kittel, und bekam vier Gulden heraus. Schell wurde täglich elender. Seine Wunden heilten langsam, die Kälte war ihm auch schädlich, und da er ohnedieß kein Freund von Reinlichkeit war, so wurde sein ganzer Leib bald eine fruchtbare Pflanzschule aller Gattungen Ungeziefers. Oft kamen wir naß und todtmüde in die räuchrigen Stuben, mußten die ganze Reise hindurch in denselben Kleidern auf Stroh, oft auch bloß auf einer Bank liegen, man kann sich also denken, was

Digitized by Google

wir für Elend und Ungemach überſtehen mußten. Im Winter durch das unwegſame Polen herumirren, wo unbarmherzige Juden den armen Reiſenden oft das Nachtlager weigern, und dabei Mangel an Nahrung, an Erquickung und an Kleidung leiden; dieß ſind Beſchwerden, die ſich nur Jener in ihrem ganzen Gewichte denken kann, welcher ſie wirklich empfunden hat. Meine Flinte verſchaffte uns indeſſen dann und wann einen Braten, einige Male haſchten wir auch zahme Gänſe und Hühner ab, wo wir deren habhaft werden konnten, ſonſt aber haben wir nichts geſtohlen. (S. den Eingang Seite 40.) Hin und wieder fanden wir auch ſächſiſche und preußiſche Werber, dieſe machten ſich beſonders an mich, weil ich bei ſechs Schuh hoch und in blühender Jugend war. Manchen Zeitvertreib verurſachte es mir, wenn mir ein Werber das große Glück vorſtellte, daß ich dereinſt wohl Korporal werden konnte, oder wenn ſie Alles thaten, um mich mit Meth, Bier und Branntwein zu berauſchen. Indeſſen hatten wir dadurch manche gute Mahlzeit umſonſt. In Schmiegel, in der Woywodſchaft Poſen, hatte ich ein beſonderes Abenteuer. Die Bauern tanzten bei einer elenden Violine in der Schenke; ich nahm ſie dem Geiger aus der Hand und ſpielte ihnen einen Tanz vor. Das gefiel ihnen ſehr, als ich aber aufhören wollte, wurde ich gewaltſam und mit Drohungen gezwungen, ihnen die ganze Nacht bis an den hellen Tag vorzuſpielen, ſo daß ich vor Müdigkeit faſt ohnmächtig wurde. Endlich kam es unter ihnen ſelbſt zu Schlägereien. Schell

Digitized by Google

ſchlief auf einer Bank, ſie fielen ihm auf die verwundete Hand, er fuhr wie raſend auf, ich griff im Zorn nach dem Gewehr und ſchlug tapfer drein — da Alles durcheinander lag, eilten wir Beide zur Thüre hinaus, und kamen glücklicher Weiſe ohne Prügel davon.

Den 24. Februar kamen wir endlich an den Gränzort Tettel, wo wir uns einen Tag aufhielten, um uns dann in das Brandenburgiſche nach Hammer, wo meine Schweſter wohnte, zu wagen. Den 27. kamen wir durch einen unwegſamen Wald glücklich dahin, und klopften Abens um 9 Uhr an die Thüre meiner Schweſter. Ein Dienſtmädchen, Namens Marie, die in unſerem Hauſe aufgewachſen war, machte auf. Sie erſchrack, einen baumſtarken Kerl in Bettlerkleidung vor ſich zu ſehen. Ich redete ſie aber ſogleich an, gab mich zu erkennen und bat ſie, meiner Schweſter heimlich meine Anweſenheit zu melden, da ich ihrem Manne nicht trauen konnte. Sie führte uns in ein Seitenzimmer, nnd gleich war meine Schweſter bei uns. Sie erſchrack über meinen Aufzug und wußte noch nicht einmal, daß ich aus Glatz entflohen war. Ich erzählte ihr Alles und bat ſie um Hilfe. Sie eilte zu ihrem Manne, kam aber nicht wieder zurück. Nach einer Viertelſtunde erſchien die ehrliche Marie wieder und ſagte weinend, der gnädige Herr ließe uns bedeuten, ſogleich ſein Haus zu verlaſſen, ſonſt wäre er gezwungen, uns zu verhaften und auszuliefern. Meine Schwe-

Digitized by Google

ſter ſah ich nicht wieder, ihr Mann hielt ſie mit Gewalt zurück. Meine empörten Gefühle in dieſem Augenblicke zu beſchreiben, wäre vergebene Mühe. Ich war zu aufgebracht, zu ſtolz, um Geldhilfe zu fordern, wie ein raſender Menſch eilte ich unter tauſend lauten Drohungen aus dem Hauſe. Das gute mitleidige Mädchen drückte mir ſchluchzend drei Dukaten in die Hand *) — und ſo waren wir hungrig, müde, matt und verzweifelnd wieder in dem Walde, welcher kaum hundert Schritte vom Schloſſe entfernt war, durften uns in kein Haus wagen, weil wir in Brandenburgiſchen waren, und mußten in dunkler Nacht bei Regen und Schnee herumirren, bis wir mit Anbruch des Tages wieder Tettel erreichten. In der erſten Hitze beſchloß ich, das Schloß meiner Schweſter über ihrem Haupte in Brand zu ſtecken, nur das Zureden Schell's hielt mich davon zurück. In der Folge blieb aber die Strafe für dieſe Behandlung nicht aus, wie man in weiterm Verlaufe meiner Geſchichte ſehen wird, obſchon ſich meine Schweſter ſpäter vollſtändig bei mir gerechtfertigt hat und wirklich nur ihr Mann Schuld daran war.

*) Ein Wunder, daß ſie ſich nicht auch erbot, ihm zu folgen. In der Geſchichte kommt wirklich ſo etwas vor, allein wir geben nur das Abenteuerliche, nicht das abſolut Unglaubliche.

Digitized by Google

Nun entſchloß ich mich, die letzte Zuflucht bei meiner Mutter zu ſuchen, die neun Meilen hinter Königsberg auf ihrem Gute lebte. Wir ſetzten demnach unſere Reiſe nördlich fort. Den 6. März erreichten wir Rogoſen, hatten jedoch keinen Heller mehr, um das Nachtquartier zu bezahlen. Ein Jude trieb uns hinaus, wir gingen die Nacht durch mit wüthendem Hunger irrend herum, und kamen gegen Morgen an ein Bauernhaus, wo eben ein Weib Brot aus dem Ofen zog. Bezahlen konnten wir keines, und in dieſem Augenblicke empfand ich ein lebhaftes Gefühl, daß es möglich ſei, eine Mordthat um ein Stück Brot zu begehen. Ich ſchauderte jedoch vor dem Gedanken zurück, und wir ſchleppten uns nach Wongroſce, wo ich in der höchſten Noth meine Flinte, die uns ſo manchen Braten verſchafft hatte, um einen Dukaten verkaufte. Wir aßen uns ſatt, nachdem wir in 40 Stunden keinen Biſſen genoſſen, auch ohne Schlaf 10 Meilen in Koth und Schnee herumgeſtiegen waren. Außerhalb Genin in einem Walde geriethen wir unter eine Bande von Zigeunern, die bei 400 Mann ſtark war, und welche uns in ihr Lager ſchleppten. Es waren meiſtens preußiſche, auch franzöſiſche Deſerteurs, und ſie forderten, wir ſollten bei ihrer Bande bleiben. Nachdem ich jedoch mit ihrem Anführer offenherzig geſprochen hatte, ſchenkte er mir einen Laubthaler, theilte uns Fleiſch- und Brotproviſion mit, und ließ uns in Frieden ziehen. In Thorn, wo wir den 10. März ankamen, hatten wir abermals ein gefährliches Aben-

Digitized by Google

teuer zu beſtehen. In einem Wirthshauſe traf ich einen preußiſchen Werbeoffizier, der mich mit allen möglichen Künſten gerne zum Rekruten haben wollte. Er bot mir ſogar 500 Thaler (?) Handgeld und den Korporalſtock an, falls ich nur ſchreiben gelernt hätte. Nach langen fruchtloſen Ueberredungen eröffnete er mir endlich, ich ſei ja ein Dieb, er wiſſe es wohl, und würde in wenigen Augenblicken vom Magiſtrate arretirt werden, ſobald ich aber ſein Rekrut würde, könnte mir Niemand mehr etwas anhaben. In dieſem Augenblicke war ich wieder ganz Trenck, das empörte Ehrgefühl regte ſich in mir, ich gab ihm eine fürchterliche Ohrfeige und zog den Säbel. Statt aller Gegenwehre aber lief er zur Thüre hinaus und befahl den Wirth, mich nicht aus dem Zimmer zu laſſen. Weil ich wußte, daß die Stadt Thorn einen Vertrag mit dem Könige von Preußen geſchloſſen hatte die Deſerteurs auszuliefern, ſo wurde mir bange. Ich ſtellte mich an das Fenſter und ſah bald darauf zwey preußiſche Unteroffiziere in das Haus treten. Den Augenblick hatte ich Säbel und Piſtolen in der Hand; Schell ſchloß ſich an mich und wir begegneten den Preußen an der Zimmerthüre. Sogleich rief ich mit geſpannter, vorgehaltener Piſtole: „Platz!“ — Die Preußen erſchracken, ſprangen zurück, vor der Thüre zeigte ſich bereits der preußiſche Lieutenant mit der Stadtwache. Da faßte ich einen verzweifelten Entſchluß. Das Piſtol in der einen, den Säbel in der andern Hand ſtürmte

Digitized by Google

ich davon, der Pöbel lief nach, Alles rief: „Dieb! Dieb! haltet auf.“ Ich aber entkam glücklich in das Jesuitenkloster, wo man mich willig aufnahm. Schell wurde jedoch übermannt und als ein Dieb und Räuber in das Stadtgefängniß geschleppt. Ich sprach sogleich mit dem Prior, erfuhr, daß Tags vorher ein großer Diebstahl durch Einbruch in die Kaufmannsläden verübt worden sei, und man daher alle verdächtigen Leute arretire. Sogleich producirte ich unsere böhmischen Päße und legte ihm auch unser Reisetagebuch vor. Kurz, ich überzeugte den Geistlichen bald von unserer Unschuld, Schell wurde im Arreste examinirt und da seine Angaben mit den meinigen ganz übereinstimmten, so wurden wir wieder entlassen und verließen alsogleich die Stadt, wo uns so großes Unheil gedroht hatte.

Als ich mich bei dem Ausgange aus Thorn um Landkarten erkundigte, um die preußischen Dörfer, die auf dem weiteren Wege nach Elbing, auf dem Wege lagen, zu vermeiden, wurden wir an ein altes Mütterchen gewiesen, welcher wir sagten, daß wir Reisende wären, die den Weg nach Rußland suchen wollten. Sie versorgte uns damit, nahm überhaupt vielen Antheil an uns und klagte, daß sie einen Sohn habe, den ein böser Stiefvater vom Hause verdrängte, und der in Oesterreich Soldat geworden sei. Sogleich machte ich ihr auf nähere Erkundigung weiß, daß ich ihn kenne, bei meiner baldigen Zurück-

Digitized by Google

kunft Briefe an ihm mitnehmen, und ihn ihr wieder ſchaffen wolle. Da ſie darüber außerordentlich erfreut war, und ihre höchſte Dankbarkeit ausdrückte, ergriff ich meinen Vortheil und bat ſie, meinen kranken Kameraden, der nicht weiter gehen konnte, unterdeſſen bei ſich zu behalten, bis ich ihm Geld ſchicken konnte. Sie ſagte freudig ja, und ich nahm Abſchied von Schell, der durch meine Nothlüge verſorgt war, und ſich ruhig auf meine Hilfe verlaſſen konnte, und wanderte allein weiter. Den 16. kam ich an die Weichſel, Marienburg gegenüber, die ich paſſiren mußte, wenn ich nicht in preußiſche Hände fallen wollte: Da ich jedoch kein Geld hatte, und zwei Fiſcher in einem Kahne erblickte, ſo zwang ich ſie mit dem Säbel in der Fauſt, mich umſonſt hinüber zu führen. Am andern Ufer nahm ich den furchtſamen Leuten die Ruder weg, ſtieg heraus, ſtieß den Nachen in das Waſſer zurück, und überließ ſie ihrem Schickſale. In Marienburg fand ich abermals ſächſiſche und preußiſche Werber. Da ich kein Geld hatte, aß und trank ich mit ihnen, hörte ihre Vorſchläge an, machte ihnen Hoffnung auf Morgen und ehe der Tag anbrach, war ich auf und davon. Den 17. März kam ich nach Elbing, fand daſelbſt unvermuthet meinen geweſenen, lieben Informator als Auditor bei der polniſchen Armee, der mich freudig bei ſich aufnahm, und hier hatte meine gefahrvolle mühſelige Reiſe ein Ende. Dieſer ehrliche Mann verſorgte mich mit allem Nothwendigen, und ſchrieb ſelbſt nebſt mir

an meine Mutter so eindringlich, daß sie nach ungefähr acht Taggn selbst nach Elbing kam, und mir Hilfe nnd Trost brachte. Auch verschaffte sie mir einen Weg zur sichern Korrespondenz mitm einer Freundin in Berlin, die mir sogleich einen Wechsel auf 400 Dukaten schickte. Meine Mutter gab mir 1000 Reichsthaler bar, und obendrein ein diamantenes Halskreuz von 500 Thalern im Werthe, für den Nothfall. Sie blieb 14 Tage bei mir und überredete mich, nach Wien zu gehen, um dort mein Glück zu suchen, während ich meinen Sinn nach Rußland gestellt hatte. Ich habe sie nicht wieder gesehen, weihe ihr aber die Gefühle eines dankbaren Sohnes für meine ganze Lebenszeit. Ein eigener Vorfall machte meinem weitern Aufenthalte in Elbing ein Ende. Die Frau meines redlichen Wirthes und Lehrers, ein höchst reizendes, junges Weibchen, verliebte sich in mich; sie trug sich sogar an, mir nach Wien zu folgen," (die Dritte im Bunde). „Ich fühlte daß ich in die Länge nicht widerstehen könnte, floh die Gefahr daher freiwillig, und reiste, als ich mich vollständig equipirt hatte, zurück nach Thorn. Entzückend war meine Zusammenkunft mit Schell, den das alte Mütterchen mütterlich gepflegt hatte. Ich bezahlte Alles reichlich, entdeckte ihr meine Nothlüge, versprach aber, mich für ihren Sohn zu verwenden, und reiste ab, sobald Schell equipirt war. Wir reisten nun gemächlich über Warschau und Krakau nach Wien, woselbst ich im April 1747 ankam."

Die Geſchichte ſeines Aufenthaltes in Wien hat Trenck im Detail und mit vieler Bitterkeit beſchrieben, allein, abgeſehen davon, daß ihn dabei offenbare Animoſität leitete, dreht ſie ſich immer um ein und dieſelbe Sache herum, ſo daß wir ſie füglich in einem kürzen Auszuge geben können. Er fand bereits ſeinen Vetter, den Pandurenoberſten, im Perſonalarreſt, und in den ſchwerſten Prozeß verwickelt. Er drang ſich zu ſeinem Sachwalter auf, wobei er vieles Geld zugeſetzt zu haben behauptet, ohne von ſeinem Vetter deßhalb Dank verdient zu haben, denn dieſen ſchildert er als perſönlich gegen ihn in dem äußerſten Grade eingenommen. Er verfehlte auch in Wien nicht Händel zu ſuchen und anzufangen, und kam ſogar wegen eines Kampfes mit mehreren Offizieren auf der Straße in Arreſt und Unterſuchung, und da er ſein Geld bereits verſplittert hatte, wandte er ſich an ſeinen Vetter um Unterſtützung. Dieſer ſchrieb ihm jedoch höhniſch: „Haben Sie Händel ohne mich angefangen, ſo führen Sie dieſelben auch ohne mich aus.“ Am Ende mußten ihn mitleidige Kavaliere unterſtützen. Nach vielen Fata's und Fatalitäten reiſte Trenck endlich 1748 von Wien ab, nach Holland, zu eben der Zeit, als ſein Vetter verurtheilt und auf den Spielberg gebracht wurde. Auf ſeiner Reiſe traf er in Nürnberg ein ruſſiſches Korps, bei welchem er durch den Major von Buskow, den er in Wien kennen gelernt hatte, eine Anſtellung als Hauptmann erhielt. Da aber eben der Friede geſchloſſen

Digitized by Google

ward, ging er mit demſelben nach Rußland zurück. Zu Proßnitz in Mähren, wo Winterquartiere bezogen wurden, verlor Trenck bei einer von den Ruſſen daſelbſt errichteten Pharaobank ſeine ganze Barſchaft, und war ſchon auf dem Punkt ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Er beſann ſich doch noch eines Beſſeren, nahm von ſeinem Bedienten einige Dukaten zu leihen, ſpielte wieder, und zwar ſo glücklich, daß er gegen 600 Dukaten Gewinnſt nach Hauſe trug. Von dieſem Augenblicke an aber faßte er den feſten Entſchluß, kein Hazardſpiel mehr zu wagen, und ſoll ihn auch, wenigſtens mit Karten und Würfeln, gehalten haben.

In einem Grenzdorfe im Bisthume Ermeland erlebte Trenck auf der Rückkehr ſeines Korps nach Rußland wieder ein gefährliches Abentheuer. Er begab ſich allein von ſeinem Bedienten begleitet dahin, um eine Unterredung mit ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern zu halten, die er dahin beſtellt hatte. Einige Tage zuvor hatten die Preußen einen Bauersſohn aus dieſem Dorfe als Rekruten fortgeſchleppt. Da Trenck nun Lederhoſen und den blauen ruſſiſchen Dragonerrock trug, ſo hielt man ihn für einen Preußen und kaum wurde man ſeiner anſichtig, als man mit Prügeln über ihn herfiel. Nur der Wirth und ein daſelbſt eingekehrter vazirender Jäger kamen ihm zu Hilfe. Der Bediente

Digitized by Google

verkroch ſich in den Backofen. Trenck hielt zwei ſeiner Angreifer bei den Köpfen feſt und ſtieß ſie an das Steinpflaſter unter dem Thorwege, die zwei Anderen halfen ihm aus dem dickſten Gedränge und endlich wurden ſie Meiſter des Kampfplatzes. Indeſſen hatte Trenck tüchtige Schläge in den Nacken, auf den linken Arm und einen Mordſchlag auf die Naſe bekommen, wodurch das Bein zerquetſcht wurde. In dieſer betrübten Lage rief ihm der Wirth zu, er ſolle eilig fliehen, ehe das ganze Dorf zuſammen kömme und ihn ohne Zweifel erſchlüge. Der Bediente kroch nun aus dem Ofen, ſie warfen ſich auf die Pferde und ſprengten davon. Im nächſten Dorfe ließ ſich Trenck verbinden, der Kopf und die Augen waren verſchwollen und er mußte in dieſem Zuſtande 2 Meilen weit, bis in das Städtchen Reſſel reiten, wo er einen geſchickten Chirurgus fand, der ihn in Zeit von acht Tagen herſtellte. Hier traf er auch ſeinen jüngſten Bruder, die Mutter hatte jedoch das Unglück gehabt, auf der Reiſe umzuwerfen, hatte den Arm gebrochen und mußte mit ſeiner Schweſter wieder zurückkehren. Sein Bruder eröffnete ihm hier auch, zum großen Schmerze Trenck's über ſeine voreilige Ungeduld, daß ihn der König nur auf ein Jahr zur Prüfung auf die Feſtung geſchickt hatte. Die Mutter hatte für ihn gebeten und zur Antwort erhalten: „Euer Sohn muß ſein Jahr als eine Strafe für ſeine unvorſichtige Korreſpondenz aushalten.“ — Er hatte alſo nur mehr drei Wochen zu

Digitized by Google

warten, um seine Freiheit mit Ehre wieder zu erhalten, als er seine erste verzweifelte Unternehmung ausführte. Natürlich mußte der König um so heftiger gegen ihn aufgebracht werden. Nach beweglichem Abschied von seinem Bruder begab sich Trenck nach Danzig, von wo er einen Kranken-Transport mit russischen Schiffen nach Riga bringen sollte.

Hier begegnete ihm abermals eine große Calamität, die wir ihm besser selbst erzählen lassen wollen und die Jedermann, falls er dazu geneigt ist, auf Treu und Glauben hinnehmen kann. Wollte ich es aber in der dritten Person anführen, so wäre eine starke Dosis Ironie dabei kaum zu vermeiden. „Hier ereignete sich eine Begebenheit," so spricht er, „die eine der merkwürdigsten meines Lebens ist. Ich machte dort Bekanntschaft mit einem preußischen Offizier, der mich täglich besuchte und mit dem ich bei schönen Wetter oft spaziren ritt. Mein treuer Bedienter hatte Freundschaft mit dem seinigen gemacht. Wie erstaunte ich aber, da derselbe mir eines Tages voll Verwirrung sagte: „Herr! hüten sie sich, es soll Ihnen eine Falle gelegt werden. Der Lieutenant R. will Sie vor das Thor locken, fangen, in einen Wagen werfen und an die Preußen ausliefern." Er hatte dieß von dem Bedienten dieses Offiziers erfahren. Auch erfuhr ich durch ihn die näheren Umstände. Meine Feinde wollten mich, mit Säbeln bewaffnet

hinter dem Thore eines Wirthshauſes in der Vorſtadt erwarten, wohin mich der Lieutenant zu einem Spaziergange überreden ſollte. Sie wollten mir ſogleich in die Arme fallen, um alle Gegenwehr zu hindern. Zwei berittene Unteroffiziere aber ſollten ſich meines Bedienten bemächtigen, falls er mit den Pferden davonſprengen und Lärm machen wollte. — Ich hätte dieſe Anſtalten freilich blos dadurch vernichten können, wenn ich ganz einfach nur den Spaziergang abgeſchlagen hätte, wenn er mir angetragen werden würde. Mein Ehrgeiz reizte mich aber, das Abenteuer zu beſtehen, es koſte was es wolle. Jedoch traf ich vorſichtig die nöthigen Gegenanſtalten. Mit Bewilligung meines Vorgeſetzten wählte ich ſechs Mann und führte ſie im Dunkeln dem Wirthshauſe gegenüber. Daſelbſt mußten ſie ſich ins Korn verſtecken und hatten Befehl, auf den erſten Schuß mit geſpanntem Gewehre zu Hilfe zu eilen. Ich ſelbſt hatte meine und meines Bedienten Piſtolen geladen und hielt meinen türkiſchen Säbel bereit. Schon um ſechs Uhr Früh trat der Lieutenant in mein Zimmer, lobte das ſchöne Wetter und lud mich zu einem Spaziergange ein. Ich willigte ſogleich ein, wir ſetzten uns zu Pferde und ritten mit unſeren Bedienten zum Thore hinaus. Wir waren etwa noch einige hundert Schritte von dem Wirthshauſe entfernt, wo man auf mich lauerte, als mich mein edler Freund aufmunterte, bei ſo ſchönem Wetter lieber zu Fuß zu gehen und die Pferde führen zu laſſen. Ich wil-

Digitized by Google

ligte auch darein, ſtieg ſogleich ab und bemerkte, daß ſeine Augen vor Freude über die nunmehr ſichere Beute funkelten. Beim Wirthshauſe angekommen, wollte er mich überreden, einzutreten und ein Frühſtück zu uns zu nehmen. Auf meine Erklärung, daß ich noch keinen Appetit habe, nahm er mich beim Arm und wollte mich mit Gewalt hineinführen. Nun aber riß mir die Geduld, ich gab ihm eine Ohrfeige daß er zu Boden fiel, ſprang dann nach meinem Pferde und wollte aufſitzen. Da prallten die Preußen zum Thore heraus und liefen mit Geſchrei auf mich los — ich ſchoß aber den erſten, der ſich mir näherte, nieder. In dieſem Augenblicke brachen auch meine Ruſſen aus ihrem Verſtecke mit geſpannten Gewehren und lautem Geſchrei hervor. Die Preußen erſchracken bei dieſem unerwarteten Ueberfall — die meiſten liefen davon, nur vier machten wir zu Gefangenen, die ich tüchtig durchprügeln ließ. Dann zog ich meinen Degen und rief dem Lieutenant, der noch immer betäubt von der erhaltenen Ohrfeige war, zu, er ſolle ſein Leben vertheidigen. Er war aber ſo beſtürzt, daß er nur um Verzeihung bat und ſich entſchuldigen wollte. Ich prügelte ihn denn ebenfalls durch und marſchirte mit meinen Ruſſen ſiegreich vom Schlachtfelde, begab mich aber ſogleich in den Hafen. Wir gingen auch bald zu Schiffe und befanden uns in einigen Tagen ſchon auf dem Wege nach Riga."

Die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte und deren Nutzanwendung bleibe dem Leſer überlaſſen.

Digitized by Google

Nach einem glücklich überſtandenen Seeſturm landete Trenck in Rußland und begab ſich nach kurzem Aufenthalte zu Riga nach Moskau, wo er in dem Hauſe des Kanzlers Beſtuſcheff die freundlichſte Aufnahme fand. Nun kamen ihm von allen Seiten wieder Glück und Ehre entgegen, und die ziemlich lange Geſchichte ſeines Aufenthaltes in Rußland iſt eine ununterbrochene Folge von Gunſtbezeigungen aller Art, Geld- und Ehrenerwerbungen. Er erlangte die Freundſchaft des mächtigen Lords Hyndford, engliſchen Geſandten in Rußland und endlich, wie natürlich, die Liebe mehrerer angeſehenen Damen, worunter eines der ſchönſten Mädchen des Landes, aus einer der erſten Familien, die zwar einen 60jährigen ruſſiſchen Großen heirathen mußte, aber welche Trenck ihre vorzügliche Gunſt widmete und ihn fortwährend mit den koſtbarſten Geſchenken überhäufte. Selbſt die Kaiſerin Eliſabeth war ihm ſehr geneigt und beſchenkte ihn für ein Gedicht auf ihren Krönungstag mit einem goldenen Degen, 1000 Rubeln an Werth. Ja endlich ſetzte dem erſt erwähnten unglücklichen Opfer die Liebe zu Trenck ſo ſehr zu, daß ſie plötzlich erkrankte und jämmerlich dahinſtarb, nachdem ſie jedoch vorher im Fieberparoxismus ihre heiße Liebe zu ihm entdeckt hatte. Uebrigens war der betagte Witwer zu betrübt oder zu indolent zur Rache und Trenck blieb im Beſitze von allen Koſtbarkeiten, im Werthe von wenigſtens 7000 Dukaten, die er zum freundlichen

Digitized by Google

Andenken an das edle Herz, das aus Liebe für ihn gebrochen, auch behielt. Uebrigens wußte er sich als Philosoph bald wieder zu trösten und wurde kurze Zeit darauf wieder in Liebesbande mit einer jungen Kneſin verwickelt, von welcher er abermals mit Entzücken klingende Beweiſe ihrer Zärtlichkeit annahm. Als er ſich ſonach ein artiges Sümmchen zuſammengeliebt und auch einmal den Verdacht ſiegreich von ſich abgewieſen hatte, daß er einen Plan von Kronſtadt an die Preußen überliefern wollte, wobei ihm jedoch Knute und Sibirien nahe genug waren, erfuhr er auf einmal, daß ſein Vetter, der Panduren-häuptling, in ſeinem Arreſte auf dem Spielberg geſtorben ſei und ihm ſein ganzes Vermögen unter der Bedingung vermacht habe, keinem andern Herrn mehr, als dem Hauſe Oeſterreich zu dienen. Anfänglich wollte er von Wien nichts wiſſen, tauſend ſüße und ſchwere Bande hielten ihn in Rußland zurück, endlich wurde er aber doch dazu überredet, die Millionen des Nachlaſſes mochten ihm wohl auch verführeriſch vor den Augen glitzern, und ſo verließ er denn 1750 mit ſchwerem Herzen und wohlgefüllten Taſchen Rußland, unbekümmert der vielen Herzen, welche durch ſeine Abreiſe nothwendig brechen mußten.

Ahnend, wie er ſelbſt ſagt, ſein widriges Geſchick das ihn zu Wien erwartete, machte er die Reiſe dahin auf gräulichen Umwegen, nähmlich durch Schwe-

Digitized by Google

den, Dänemark und Holland, an Geld und Schmuck über 36000 Gulden bei sich tragend. In Schweden und Dänemark übte er verschiedene wohlfeile Wohlthaten aus, wodurch, wie er versichert, der Name Trenck noch jetzt daselbst gesegnet wird, wohnte verschiedenen Fischfängen bei und fing auch nach seiner löblichen Gewohnheit allerlei Händel an; endlich traf er im Oktober 1750 in Wien ein, nachdem er noch in Henau von einem Reisegesellschafter, dem er zu viel Vertrauen geschenkt hatte, um eine ansehnliche Summe bestohlen worden war. Ein Glück war es noch, daß seine Chatoulle mit den wichtigsten Liebespfändern in einem Koffer verschlossen war; der Dieb mußte sich also mit einer Uhr mit Brillanten besetzt, einem Ringe im Werthe von 2000 Rubel, einer Tabatiere mit dem Portrait seiner ersten Freundin in Moskau und etwa 80 Dukaten bar, begnügen, die in einem Beutel auf dem Tische lagen. Hier jammert Trenck besonders um die Tabatiere mit dem theuern Bildniß, denn Geld, wie er versicherte, achtete er nie und das ist auch glaublich, wenn man erwägt, wie gleichgiltig ihm die Art und Weise war, zu welchem zu kommen.

In Wien aber fand sich Trenck gewaltig in seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht. Sein Vetter, der, wie er ja wohl wußte, nie freundschaftliche Gesinnungen für ihn hegte, hatte ihm durch die vor-

Digitized by Google

gespiegelte Erbschaft nur eine arge Falle gelegt, durch die er in das größte Verderben kommen sollte. Statt die erwarteten Millionen ungehindert einzusacken und dadurch fortan nach Gefallen leben, Händel und Liebesabentheuer anknüpfen zu können, fand er sich auf einmal in nicht weniger als 63 Prozesse verwickelt, durch welche alle Ansprüche auf die Verlassenschaft gemacht wurde und man legte ihm obendrein Bedingungen vor, die er nicht zu erfüllen im Stande war. Bei dieser Gelegenheit erzählt er auch die artigsten und widersinnigsten Fabeln von den letzten Tagen und dem Tode des Pandurenhäuptlings und will die Welt sogar glauben machen, dieser hätte sich mit Aqua Tofana vergiftet, um nur seinen Verwandten sobald als möglich in das Unglück zu stürzen. Kurz, nachdem er also fast seine ganze Barschaft, nach seiner Versicherung, durch diese Prozesse zugesetzt, und endlich doch eine Rittmeisterstelle erlangt hatte, verließ er 1752 wieder Wien und begab sich nach Ungarn zu seinem Regimente. Von der ganzen Erbschaft waren ihm nur etwa 11000 Gulden geblieben, womit er in der Folge die Herrschaften Zwerbach und Grabeneck in Oesterreich ankaufte.

Nachdem Trenck bei seinem Regimente in Ungarn ganz außerordentliche und unglaubliche Dienste geleistet hatte, erhielt er 1754 die Nachricht von dem Tode seiner Mutter und erbat sich sofort die Erlaubniß, auf sechs Monate nach Danzig zu reisen, um

Digitized by Google

die Erbſchaftsangelegenheiten mit ſeinen Geſchwiſtern abzumachen. Sofort reiſte er, als er dieſe erhalten hatte, dahin ab und ſeinem widrigſten Schickſale entgegen, das wir ihn abermals mit ſeinen Worten, doch ohne die eingeſtreuten ſophiſtiſchen Reflexionen, erzählen laſſen wollen: „In Danzig beſuchten mich gleich nach meiner Ankunft im Monat Mai meinen beiden Brüder und Schweſtern, wir lebten 14 Tage vergnügt mit einander, und verglichen uns auch wegen des mütterlichen Erbtheiles, meine Schweſter rechtfertigte ſich auch vollkommen wegen ihres frühern Betragens, wozu ſie von ihrem bereits verſtorbenen Manne war gezwungen worden und wir ſchieden einträchtig von einander. Inzwiſchen hatten wir Bekanntſchaft mit einem Herrn Abramſon gemacht, an den ich von Wien Empfehlungsſchreiben mitgebracht hatte und der uns faſt verſchwenderiſch mit Höflichkeitsbezeugungen überhäufte. Kaum waren meine Geſchwiſter nach Hauſe zurückgekehrt, ſo war ich entſchloſſen, ſogleich zur See nach Rußland zu fahren. Abramſon aber wußte mich durch tauſend Ränke noch acht Tage in Danzig zurückzuhalten; denn ſchon war die Falle gelegt, in welche ich geſtürzt werden ſollte. Der König von Preußen hatte, wie ich ſpäter erfuhr, vom Danziger Magiſtrate meine Auslieferung gefordert. Dieß konnte jedoch ohne Beleidigung des kaiſerlichen Hofes unmöglich ſo ſchnell geſchehen, da ich als wirklicher Rittmeiſter in deſſen Dienſte ſtand, alſo erforderte eine oder die andere Einwendung manches Hin-

Digitized by Google

und Herſchreiben, welches die Ausführung verzögerte und deshalb wurde Abramſon gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entſcheidung aus Berlin eintraf. Endlich rückte aber doch der Tag heran, an welchem ich mit einem ſegelfertigen Schiffe nach Riga abreiſen ſollte, das Schickſal aber hatte es anders beſchloſſen. Abramſon ſchickte ſelbſt ſeine Leute auf die Rhede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf ſeine Auskunft, um vier Uhr Nachmittags ſagte er mir, er habe ſelbſt mit dem Schiffer geſprochen, welcher erſt am folgenden Tag in die See gehen werde, und dann wollte er mich nach eingenommenen Frühſtück in ſeinem Hauſe, ſelbſt bis an Bord begleiten. Ich wollte demungeachtet meine Bagage an das Schiff bringen laſſen, und auf demſelben ſchlafen, weil ich eine unerklärbare Unruhe in mir empfand, da riß er mich jedoch halb gewaltſam mit ſich. Ich fand eine gewählte Geſellſchaft bei ihm, ich mußte bei ihm ſoupiren und erſt gegen 11 Uhr ging ich nach Hauſe. Kaum hatte ich mich zu Bett gelegt, hatte ein Buch vor mir und las, ſo wurde am meiner Thüre geklopft, die nicht verſchloſſen war und zwei Kommiſſäre der Stadt, von mehr als 20 Grenadieren begleitet, traten ſo ſchnell herein und ſtellten ſich um mein Bett herum, ſo daß ich keine Zeit mehr hatte, nach dem Gewehre zu greifen oder mich zu vertheidigen. Meine drei Bedienten waren bereits arretirt und mir wurde ein Dekret vorgeleſen, des

Digitized by Google

Inhaltes, „der löbliche Magiſtrat ſei genöthiget, mich als einen Deliquenten in die Hände Seiner Majeſtät des Königs von Preußen, auszuliefern.“ Man kann ſich vorſtellen, wie mir in dieſem Augenblicke zu Muthe war. Man führte mich in der Stille in das Stadtgefängniß, woſelbſt ich über 24 Stunden blieb. Gegen Mittag kam Abramſon zu mir, ſtellte ſich äußerſt beſtürzt und gab vor, er hätte bei dem Magiſtrate gegen meine Auslieferung ernſtlich proteſtirt, aber nichts ausgerichtet. Ich hatte noch keinen Argwohn gegen ihn, und übergab ihm gegen 7000 Gulden in Wechſelbriefen, die ich von meinen Geſchwiſtern erhalten hatte, in ſichere Verwahrung. Ich behielt nur meine Ringe, die ungefähr 4000 Gulden werth waren und etwa 60 Louis-d'ors im Beutel. Er umarmte mich, verſprach noch Alles für meine Rettung zu thun, ja ſogar Anſtalten zu treffen, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern ſollte und ging, Krokodillthränen vergießend, davon. In der folgenden Nacht traten zwei Kommiſſäre, nebſt dem preußiſchen Reſidenten und einer Häſcherſchar in mein Zimmer, ich wurde nun von der Stadt förmlich an die Preußen übergeben. Dieſe nahmen mir die Ringe von den Fingern, Uhr, Tabatiere und Alles was ich hatte. Dann wurde ich in eine von allen Seiten feſt verſchloſſene Kutſche geführt, in welche drei Preußen mit mir einſaßen. Ein Kommando Danziger Miliz umgab den Wagen und ſo führte man mich bis an das

Digitized by Google

Thor. Dieſes wurde geöffnet, und vor demſelben empfing mich ein Haufen Stadtdragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die Pommer'ſche Gränze begleitete, der ſo ſchnell als möglich vorwärts getrieben wurde und mit vier Poſtpferden beſpannt war. In Lauenburg empfing mich ein preußiſches Huſarenkommando von 30 Mann mit einem Lieutenant und ſo wurde ich von Garniſon zu Garniſon bis Berlin transportirt. In allen Städten wo ich eintraf, fand ich Mitleiden und Menſchenliebe, ja mehrmals würde es mir wenig Schwierigkeit gekoſtet haben zu entfliehen, da ich oft in einem offenen Wagen, ohne alle Bedeckung weiter transportirt wurde, allein ich war mit Blindheit geſchlagen und vertraute zu ſehr auf die Gnade des Königs, der mich vielleicht, wie ich hoffte, in Berlin ſprechen wollte und dem ich ſo manche ruſſiſche Plane entdecken konnte, da eben der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war. Wie verwandelte ſich aber mein Traumgebilde in Schrecken und Verzweiflung, da ich den vierten Tag in Cöslin ankam und nun, dem buchſtäblichen Befehl zufolge, unter ſtarker Bedeckung und mit aller möglichen Vorſicht nach Berlin geführt wurde. Daſelbſt erhielt ich ein Zimmer über der Hauptwache auf dem neuen Markt. Zwei Schildwachen hatte ich bei mir und zwei andere vor meiner Thüre. Erſt den dritten Tag traten einige Stabsoffiziere herein, ſetzten ſich an den Tiſch und legten mir folgende Fragen vor: „Was ich in Danzig

gemacht habe?" — „Ob ich den preußiſchen Geſandten in Rußland gekannt habe?" — „Wer mit mir im Danziger Komplotte verſtanden geweſen wäre?" ꝛc. — Ich gab jedoch auf dieſe Fragen keine Antwort und ſagte nur: Ich ſei im Jahre 1745 ohne Verhör und Kriegsrecht auf die Feſtung Glatz verurtheilt worden, von wo ich mir nach dem Naturgeſetze die Freiheit verſchafft hätte. Ich bäthe um ein ordentliches Verhör, dann würde ich alle Fragen beantworten und mich rechtfertigen. Dieß aber ſei keine Procedur, wo man mir neue Vergehen aufbürden wolle, ohne meine Vertheidigung anzuhören. Man antwortete mir, dazu habe man keine Ordre; ich blieb alſo ſtumm und antwortete auf keine weiteren Fragen mehr. Als man noch über zwei Stunden geſchrieben hatte, kam ein Wagen vor die Thüre. Man viſitirte mich am ganzen Leibe, ob ich etwa ein Gewehr bei mir hätte, nahm mir etwa 13 oder 14 Dukaten ab, die ich noch verſteckt hatte und führte mich dann unter ſtarker Bedeckung über Spandau nach Magdeburg ab. Hier überlieferte mich der Offizier dem Kapitän von der Hauptwache auf der Citadelle. Sogleich wurde ich in das mir beſtimmte Gefängniß gebracht, welches bereits für mich eigens zugerichtet worden war. Hier nahm man mir noch meine Uhr und ein kleines, in Brillanten gefaßtes Portrait meiner Freundin aus Moskau ab, das ich ſorgfältig verſteckt gehabt hatte und ſchloß die Thüre hinter mir zu."

Digitized by Google

Nun beginnt eigentlich die schwierigste Aufgabe für den Bearbeiter, wie für den, selbst starkgläubigsten, Leser. Die Geschichte der Magdeburger Gefangenschaft ist ein Convolut der unglaublichsten Dinge und unerhörtesten Unternehmungen, deren Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit Jedermann in die Augen fallen würde, wenn nicht Trenck fast auf jeder Seite versicherte, daß er nur die reine Wahrheit berichtet. Obschon er aber obendrein im Eingange die feierliche Beschwörung ausspricht: „Trage ich Unwahrheiten in diesem Buche vor, so haue mir der Büttel die Hand vom Rumpfe, mit welcher ich jede geschrieben habe und die Nachwelt heiße mich noch im Grabe einen Schurken", — trotz dem, wollen wir uns in manchen Fällen unsere bescheidenen Zweifel nicht nehmen lassen und glauben vielmehr, daß jene bramabasirende Verwahrung nur ein coup de main gegen muthwillige Zeitgenossen war, die daraus zu entnehmen hatten, wie furchtbar seine Rache an böswilligen Zweiflern sein würde, da er sich selbst im Falle der Ertappung auf dem Wege der Lüge eine so arge Pein vorgeschrieben hatte. Wir aber haben, Gottlob, seinen blitzenden Sarras nicht mehr zu fürchten und glauben, was wir wollen und können. Seine weiteren Abentheuer aber mag er fortan selbst erzählen, da es seiner Worte bedarf, um das Abentheuerliche darin nicht in's Ungeheure zu ziehen, von wo, da dieses bereits das Erhabene überschreitet, nur mehr einige Zoll bis zum Lächer-

Digitized by Google

lichen ſind. Alſo aber ſpricht er weiter: „Mein Gefängniß war in einer Kaſematte, wovon der vordere Theil ſechs Fuß breit und zehn Fuß lang, durch eine Zwiſchenmauer abgetheilt war. In der innern Mauer waren doppelte Thüren und als Eingang in die Kaſematte ſelbſt, eine dritte. Das Fenſter in der ſieben Schuh dicken Mauer war oben am Gewölbe dergeſtalt angebracht, daß ich zwar Licht genug hatte, aber weder Himmel noch Erde ſehen konnte. Nur das Dach des Magazins gegenüber war ſichtbar. Innund auswendig war es mit eiſernen dicken Stangen verwahrt und in der Mitte war obendrein ein enges Drahtgitter angebracht, welches wegen der aufſteigenden Abdachung um einen Schuh kleiner war, als das Fenſter und ſo war es unmöglich, hinein oder heraus zu ſehen. Von außen ſtand ein hölzernes Paliſſaden-Gitterwerk, 6 Schuh von der Mauer entfernt, um zu verhindern, daß die Schildwachen nicht zu dem Fenſter kommen konnten, um mir etwas zuzuſtecken. Mein Bett, welches mit Eiſen an den Fußboden befeſtiget war, war nur mit einer Matraze verſehen. Ein kleiner eiſerner Ofen ſtand an der Seite der Thüre und bei demſelben ein ebenfalls feſtgenagelter Nachtſtuhl. Eiſen wurden mir Anfangs nicht angelegt, meine tägliche Koſt beſtand jedoch nur aus 1½ Pfund Kommißbrot mit einem Kruge Waſſer. Da ich nun in meiner Jugend mit beſonderem Appetite geſegnet war, ſo iſt es unmöglich, die grauſame Folter zu ſchildern, welche mir ein eilf Monate dauern-

Digitized by Google

der unausgesetzter, wüthender Hunger verursachte. Ich hätte täglich sechs Pfund Brot bedurft; wenn ich nun alle 24 Stunden meine kleine Portion erhielt, so schluckte ich sie gierig hinunter, blieb nach dem Genuße derselben noch eben so hungrig als ich war und mußte abermals 24 Stunden warten. Wie gerne hätte ich 1000 Dukaten meines Wienervermögens gegeben, um mich nur einmal am trockenen Brote satt zu essen. So litt ich unsäglich bei Tage, und bei Nacht wurde ich noch obendrein durch trügerische Träume geäfft, die mich an wohlbesetzten Tafeln schwelgen ließen, und meine Leiden beim Erwachen noch vermehrten. Dagegen half auch keine Vorstellung, kein Bitten, die Antwort war stets: „Es ist der ausdrückliche Befehl so.“ Den Schlüssel von allen drei Thüren hatte der Kommandant, nur die inwendige hatte ein besonderes verschlossenes Mittelfenster, durch welches mir meine Bedürfnisse hereingereicht wurden. Alle Mittwoche nur wurden die Thüren geöffnet und nachdem mein Gemach gereinigt worden war, trat der Kommandant mit dem Platzmajor herein, um Alles zu visitiren. — Als ich bereits einige Monathe in meinem Gefängnisse zugebracht hatte und überzeugt war daß die ganze Woche, den Visitationstag ausgenommen, Niemand zu mir kam, begann ich eine Arbeit, über die ich vorher genau nachgedacht und Alles untersucht hatte, um mich aus meinem Kerker zu befreien. Sie hatte zwar unzählige Schwierigkeiten, allein mir schien nichts unmöglich, besonders da ich mich bald mit einem

Digitized by Google

Paar Schildwachen vor dem Fenſter in's Einverſtändniß zu ſetzen wußte und von ihnen die ganze Lage meines Kerkers erfuhr. Durch dieſe brachte ich auch heraus, daß ich leicht entfliehen könne, wenn es nur möglich war, mich in dieſe nächſte Kaſematte durchzuarbeiten, deren Thüre unverſchloſſen war, dann konnte ich mich leicht durch Schwimmen über die Elbe retten, und die ſächſiſche Grenze lag nur etwa eine Meile davon entfernt. Alſo ging ich gleich friſch und muthig an das Werk.

Zuerſt arbeitete ich die 18 Zoll langen Eiſen los, mittelſt welcher mein Bett an den Boden befeſtiget war. Hierdurch erhielt ich Brecheiſen, hob die Ziegel von Boden auf und fand unter denſelben ſogleich Erde. Ich fing nun den erſten Verſuch an, ein Loch durch den Schwibbogen zu brechen, welcher ſieben Schuh dick war. Die erſte Lage der Mauern waren Ziegelſteine, dann folgten ſogleich große Bruchſteine. Ich verſuchte nun vor Allem, ſowohl die Ziegel des Bodens, als die erſten der Mauer genau zu nummeriren und zu merken, um das Loch jedesmal wieder genau zumachen zu können. Das glückte vollkommen, und am Tage der Viſitation konnte man keine Spur bemerken. Während der Arbeit lagen Steine und Schutt in meiner Bettſtelle und hätte man nur einmal die Klugheit gehabt, an

Digitized by Google

einem andern Tage als am Mittwoch zu visitiren, so mußte man Alles entdecken, dieß geschah jedoch zum Glücke nicht. Inzwischen mußte ich auf Mittel sinnen, den Schutt aus dem Gefängnisse zu schaffen, weil es nicht möglich ist, aus einer gebrochenen Mauer Alles wieder in den vorigen Raum zu bringen. Ich verfiel jedoch auf eine sinnreiche Erfindung. Ich nahm die herausgestreute Erde und den Schutt, streute mein Zimmer voll damit und trat den ganzen Tag darauf herum, bis sie zum feinen Staub wurden. Diesen Staub streute ich auf mein Fenster und bediente mich, um hinauf zu gelangen, des losgemachten Nachtkastens. Dann machte ich mir einen kleinen Stab von Holzsplittern aus der Bettstelle, der Zwirn von einem alten Strumpfe diente zum Zusammenbinden und vorne machte ich einen Büschel aus meinen Haaren daran. Im mittleren Drahtgitter machte ich ein größeres Loch, das von unten nicht bemerkt werden konnte, dann warf ich den Staub ganz dick auf die Fenstermauer und schob ihn mit großer Mühe mit meinem Stabe durch das Drahtgitter, bis auf den äußern Rand des Fensters. Nun wartete ich bis windiges Wetter einfiel und wenn die Windstöße am Fenster in der Nacht vorbeistrichen, stieß ich mit meinem Pinsel der Staub hinaus, welcher in die Luft geführt wurde und von Außen keine Merkmale auf der Erde hinterließ *).

*) Abgesehen von den übrigen Unwahrscheinlichkeiten dieser Procedur, kommt später auch der natürliche Um-

Digitized by Google

Auf dieſe Art habe ich allmählich mehr als drei Zentner (!) hinausgeſchafft. Von der Thonerde machte ich auch kleine Kügelchen und blies mit einem Stück Papier, wenn die Schildwache ſpazieren ging, eins nach dem Andern weit zum Fenſter hinaus. Auf dieſe Art gewann ich Platz, füllte den leeren Erdraum unter den Bretterboden „(erſt waren es ja Ziegel?)“ mit Kalk und Steinen aus und arbeitete glücklich vorwärts. Unmöglich kann ich die ſchwierige Arbeit, ſchildern die ich fand, nachdem ich ein Paar Schuhe tief in die Bruchſteine kam. Endlich ſteckte mir eine ehrliche (?) Schildwache einen alten, eiſernen Ladſtock zu, auch ein Meſſer mit einer hölzernen Scheide, wie es die Soldaten zu haben pflegen, die mir gute Dienſte leiſteten, beſonders das letztere. Denn damit ſchnitt ich Stücke von den Brettern des Bettes ab, mit welchen ich nach und nach den Kalk zwiſchen den Steinen heraus arbeitete, Demungeachtet aber dauerte die Arbeit unausgeſetzt ſechs Monate lang, ehe ich an die letzte Lage kam, welches ich an den Ziegeln erkennen konnte, womit jedes Kaſemattenzimmer inwendig ausgemauert war. Unter dieſer Zeit hatte ich oft Gelegenheit, mit den Schildwachen zu ſprechen und darunter war beſonders ein alter Grenadier, Namens Gefhardt, der ſich mit Leib und

---

ſtand vor, daß die Fenſter von Außen mit Glasſcheiben verwahrt waren. Wer wird ſich aber an ſolche Kleinigkeiten ſtoßen?

Digitized by Google

Seele meinem Dienſte weihte. Durch ihn erhielt ich auch Gelegenheit und Materiale, an meine Schweſter um Geld zu ſchreiben, und die Ueberbringerin des Briefes wurde ein Judenmädchen, Namens Eſther Heymann aus Deſſau. Beiden hatte ich eine höchſt anſehnliche Belohnung zugedacht. Meine Schweſter wirkte auch auf das Thätigſte und Freudigſte für meine Befreiung und brachte anſehnliche Opfer. Durch einen verwünſchten Zufall aber wurde die ganze Korreſpondenz vorzeitig verrathen und als die Jüdin freudig nach Magdeburg zurückkehrte, erfuhr ſie zu ihrem Schrecken, daß Alles verrathen ſei. Sie entfloh auf das Eiligſte. Mir und meiner Schweſter aber trug dieſes verunglückte Unternehmen die bitterſten Früchte. Auf ihre Koſten wurde mir ein neues, eigenes Gefängniß auf der Sternſchanze gebaut und obendrein wurde ſie durch den Fiskus um eine ſo beträchtliche Summe geſtraft, daß ſie nebſt ihren Kindern in die bitterſte Armuth gerieth, und bald darauf, ein Opfer ihres Kummers, in einem Alter von 33 Jahren ſtarb. Gefhardt war glücklicher Weiſe nicht in Verdacht gerathen, er gab mir alſo frühzeitig Wink von der Lage der Dinge. Ich faßte alſo den Entſchluß, ſo ſchnell als möglich den Ausbruch durch die Mauer zu beſchleunigen. Schon nahte ich mich dem Punkte, wo ich endlich meine Freiheit erlangen ſollte, als dieſe Hoffnung abermals durch einen unerwarteten Zufall unglücklicher Weiſe vereitelt wurde.

Digitized by Google

Mein neues Gefängniß in der Sternschanze war nämlich schneller fertig geworden, als man vermuthen konnte. Eben als den 27. Mai 1755, die Nacht hereinbrach und ich meine Anstalten zur Flucht machen wollte, hielt ein Wagen vor meinem Gefängnisse. Meine Gefühle in diesem Augenblicke sind nicht zu beschreiben. In der Geschwindigkeit verbarg ich noch mein Messer zur letzten Nothhilfe,— Schlösser und Thüren wurden geöffnet, der Platzmajor mit noch zwei Offizieren trat herein. „Ziehen Sie sich an," war das einzige Wort, welches gesprochen wurde. Der Platzmajor band mir mit einem Tuche die Augen zu, man nahm mich unter den Arm und führte mich in den Wagen. Aus der Citadelle geht der Weg in die Sternschanze durch die ganze Stadt. Ich hörte nichts, als das Waffengeklirre der zahlreichen Bedeckung, in der Stadt aber soll ein ungeheuerer Zulauf von Volk gewesen sein, weil man ausgesprengt hatte, ich sollte in der Sternschanze enthauptet werden. Endlich hielt der Wagen still. Man führte mich aus demselben in mein neues Gefängniß. Welcher Schrecken ergriff mich, da mir, als mir bei dem Scheine einiger Lichter das Tuch abgenommen wurde, zwei geschwärzte Kerle mit einer Glutpfanne und Hammer versehen und der ganzeBoden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen. Man schritt sogleich zum Werke. Beide Füße wurden mir mit schweren Holzketten an einen eisernen in der Mauer befestigten Ring festgeschmidet. Dieser Ring

war 3 Schuh von dem Boden erhoben, folglich konnte ich nicht mehr als etwa 3 Fuß rechts und links Bewegung machen. Dann ward mir um den bloßen Leib ein handbreiter Ring geſchmiedet, welcher mit einer Kette an einer eiſernen, armdicken Stange hing, die zwei Schuh lang war und an deren beiden Enden man meine Hände in zwei Schellen befeſtigte. Als die Unholde mit ihrer Arbeit fertig waren, ging Alles fort und ich hörte nach einander vier Thüren mit fürchterlichem Gepraſſel zuſchlagen. Da ſaß ich nun, ohne Troſt und Hülfe, auf dem naßen Fußboden in dichter Finſterniß. Die Feſſeln ſchienen mir unerträglich und ich würde wenn ich ein paſſendes Inſtrument bei mir gehabt hätte, *) mir ohne Zweifel das Leben genommen haben.

Schlaflos brachte ich die Nacht zu. Bei der erſten Morgendämmerung betrachtete ich meinen Kerker und ſchauderte, **) deſſen Breite war acht, die Länge zehn Schuh. Neben mir ſtand der Nachtkaſten, an der Ecke waren vier Ziegeln in die Höhe gemauert, worauf ich ſitzen und den Kopf an die

---

*) Vermuthlich haben Euer Edlen ſich des eingeſteckten Meſſers nicht mehr erinnert.

**) Hatte er es am vorigen Abend bei dem Scheine der Lichter und dem Glimmen der Kohlenpfanne nicht vorläufig etwas überblicken können, um ſich die große Ueberraſchung am folgenden Morgen zu erſparen?

Digitized by Google

Mauer lehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber war ein künſtliches Fenſter in der ſechs Schuh dicken Mauer angebracht, in Form eines Halbzirkels, nur einen Schuh hoch, aber zwei im Durchſchnitt. Von Innen ging die Oeffnung nach aufwärts gemauert, bis in die Mitte, woſelbſt ein enges Drahtgitter befeſtiget war. Dann lief die Abdachung gegen die Erde hinaus, wo man dieſes Fenſter oder Luftloch mit dicht an einander ſtehenden Eiſenſtangen, ſo wie von Innen, verſichert hatte. Da nun mein Gefängniß in dem Graben des Hauptwalles gebaut, von hinten an demſelben gelehnt, inwendig acht Schuh breit und die Mauer ſechs Schuh dick war, ſo ſtieß das Fenſter beinahe an die Mauer des zweiten Walles, folglich konnte von oben her gar keins, von unten auf aber nur der Wiederſchein des Tageslichts in meinen Kerker hereinbrechen, beſonders durch ein ſo enges Loch das dreimal mit Eiſen und Gittern verſehen war. Mit der Zeit aber wurde mein Auge demungeachtet ſo ſehr an dieſe Dämmerung gewöhnt, daß ich jede Maus konnte laufen ſehen. Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht in den Graben ſchien, war es bei mir ewige Nacht. Zur Vermehrung der Grauſamkeit, die man an mir übte, lag mir zu Füßen ein fürchterlicher Leichenſtein mit dem Todtenkopfe. *)

*) Wenn das nicht etwa ein humoriſtiſcher Einfall des Kommandanten war, ſo konnte es damit höchſtens

Mein Kerker hatte doppelte Thüren von zwei Zoll dicken Eichenholze. Vor demſelben war ein Vorgemach, ebenfalls mit zwei ſtarken Thüren verſchloſſen. Damit mir jede Gelegenheit abgebrochen war, mit den Schildwachen zu ſprechen, ſo war der Hauptgraben, in welchem mein Gefängniß lag, von beiden Seiten mit zwölf Schuh hohen Paliſſaden geſchloſſen und den Schlüſſel zu der äußerſten Thüre hatte der wachhabende Offizier. Mir ſelbſt blieb keine andere Bewegung, als auf der Stelle, wo ich angeſchmiedet war, zu ſpringen, oder den oberen Leib ſo lange zu ſchütteln bis mir warm wurde. Nur mit der Zeit, als ich mich endlich an die ſchweren Feſſeln gewöhnt hatte, konnte ich auch Seitenbewegungen von vier Schuh in der Breite machen, wobei aber meine Schienbeine ſehr litten. Da nun das Gefängniß kurz vorher, als ich es beziehen mußte, geweißt worden war, ſo war es ſo naß und dumpfig darin, daß man bei der Viſitation, welche nun alle Tage um Mittag Statt hatte, die Thüre einige Minuten offen laſſen mußte, ſonſt hätte der erſtickende Dunſt die Lichter in der Laterne ausgelöſcht. Trotz aller dieſer Trübſale aber war mein feſter Vorſatz, dem Glücke zu trotzen und den Sieg ungeachtet aller Hinderniſſe durch mich ſelbſt zu erringen.

---

nur auf Trenck's Zähmung und Beſſerung abgeſehen ſein, denn daß man ihn in dieſem Kerker nicht umkommen laſſen wollte, erhellt genügend aus der Folge.

Digitized by Google

Als mein Käfig zum erſten Male geöffnet wurde, ſprach Niemand mit mir, man brachte aber eine hölzerne Bettſtelle nebſt einer Matraze und wollenen Decke herein, zugleich auch ein ganzes Kommißbrot von ſechs Pfund, nebſt einem Kruge Waſſer. Mit wüthender Gierde fiel ich über das Brot her und ehe es Abend wurde, hatte ich es rein aufgezehrt. Dieſe Gierigkeit führte jedoch die übelſten Folgen nach ſich. Mein Magen war durch die lange Entbehrung geſchwächt, die Verdauung wurde gehemmt, der ganze Leib ſchwoll mir auf, der Waſſerkrug war bald leer und nun folterten mich Krämpfe, Koliken und zuletzt fürchterlicher Durſt. In dieſer ſchrecklichen Nacht wäre ich beinahe verzweifelt. Wüthend krümmte ich mich, auf der Matraze ſitzend. Am folgenden Tage, als man meinen Kerker öffnete, fand man mich in einem erbärmlichen Zuſtande. Drei Tage verfloſſen, ehe ich wieder den erſten Biſſen Brot genießen konnte, ein anderes Labſal wurde mir nicht gereicht. Dennoch ſiegte meine gute Natur. Bald ſann ich wieder auf alle möglichen Mittel, mir eigenhändig die Freiheit zu verſchaffen, oder im Nothfalle unter den Bayonetten meiner Wächter den Geiſt aufzugeben. Schon am folgenden Tage wurde ich bei Eröffnung der vier Thüren gewahr, daß ſie durchaus von Holz waren und da fiel mir der Gedanke ein, mit meinem aus der Citadelle glücklich herüber gebrachten Meſſer die Schlöſſer auszuſchneiden und dann weiter meine Rettung zu verſuchen. Sogleich machte ich nun

Digitized by Google

den Verſuch, mich von meinen Eiſen zu befreien. Die rechte Hand brachte ich auch glücklich durch die Schelle, obgleich mir durch die Anſtrengung das Blut unter den Nägeln gerann. Die linke konnte ich nicht herausbringen. Nun wetzte ich mit einigen Stückchen Ziegelſteinen, die ich von meinem Sitze losſchlug, ſo glücklich an dem nur nachläßig verſchmiedeten Stifte der Handſchelle, daß ich denſelben herausziehen und auch dieſe Hand befreien konnte. Der Ring um den Leib war nur mittelſt eines Hakens mit der Kette an die Armſtange befeſtiget; ich ſtemmte die Füße an die Wand und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb mir noch die Hauptkette zwiſchen Mauer und Fuß übrig, ich drehte dieſelbe übereinander, ſprang mit angeſtrengter Gewalt von der Mauer weg, und zwei Gelenke zerſprangen auf einmal. Von Feſſeln frei, dünkte ich mich ſchon halb gerettet. Ich ſchlich zur Thüre, ſuchte im Dunkeln die Spitzen der durchgeſchlagenen Nägel um das auswendig befeſtigte Schloß und fand, daß ich eben kein großes Stück Holz auszuſchneiden hatte, um dieſe zu eröffnen. Sogleich ſchnitt ich mit meinem Meſſer unten am Gerüſte ein kleines Loch durch, und fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich Möglichkeit, alle vier Thüren in einem Tage zu öffnen. Als die Stunde der Viſitation nahte, band ich die Kette mit einen Stück von einem Haarbande wieder zuſammen, da aber die Hand wieder in die Schelle zurück ſollte, war jene geſchwollen und jeder Verſuch blieb ver-

Digitized by Google

geblich. Der Mittag erſchien, die Noth, die Gefahr war da, da erneuerte ich den Verſuch mit der Kraft der Verzweiflung, endlich gelang es unter unausſprechlicher Marter und man fand Alles in Ordnung. Erſt nach mehreren Tagen aber war es möglich, die Hand wieder herauszubringen und nun wollte ich mich unverzüglich an die Arbeit machen.

Kaum war den 21. Juli die Thüre nach der Viſitation geſchloſſen, ſo war auch ſchon die Hand aus der Schelle heraus und alle Feſſeln waren abgelegt. Sogleich fing ich die Herkulesarbeit mit meinem Meſſer an den Thüren an. Die erſte war in weniger als einer Stunde offen, weil ſie nach Innen aufging und die Querſtange nebſt dem Schloſſe nach Außen hängen blieb. Bei der zweiten aber ging es bei Weitem ſchwerer. Das Schloß war zwar bald umſchnitten, aber da die Querſtange an demſelben befeſtiget war und die Thüre nach Außen zu aufging, ſo war kein anderes Mittel, als ſie über der Stange ganz zu durchſchneiden. Ich brachte auch dieß mit Geduld und unſäglicher Mühe zu Stande, meine Finger waren aber alle wund, der Schweiß floß mir in Strömen herab, und das rohe Fleiſch war blutend in den Händen ſichtbar. Als ich endlich dieſe Schwierigkeit überwunden hatte, machte ich mich an die dritte Thüre, die, wie die erſte nach Innen aufging und folglich nur die Umſchneidung des Schloſſes erfor-

Digitized by Google

derte. Die Sonne ging unter, als ich mit dieſer fertig war; die vierte mußte nun ebenfalls in der Quere durchſchnitten werden, meine Kräfte hatten mich aber faſt verlaſſen. Dennoch ſchritt ich nach kurzer Raſt wieder zum Werke, ſchon war der Schnitt bei einem Schuh lang fertig, ſchon bebte ich voll freudiger Hoffnung, als auf einmal meine Meſſerklinge brach, und durch die Spalte hinausfiel. Nun erfaßte mich die höchſte Verzweiflung, unbedacht ergriff ich mein Meſſer, und durchſchnitt mir mit dem übriggebliebenen Stumpfe die Adern am linken Arme und Fuße, ſetzte mich dann ruhig in den Winkel meines Kerkers und ließ mein Blut rieſeln. (??) Eine Ohnmacht umnebelte bald meine Sinne, ich weiß nicht, wie lange ich in dieſem bewußtloſen Zuſtande lag. Auf einmal hörte ich meinen Namen rufen. Wer war es? Der ehrliche Grenadier Gefhardt, der über mein Gefängniß auf den Wall geſchlichen war, um mich zu tröſten. Ich rief ihm mit ſchwacher Stimme zu: „Ich ſchwimme in meinem Blute, Morgen findet ihr mich todt!“ — „Was todt?“ erwiederte er. „Hier iſt es viel leichter zu entfliehen, als auf der Citadelle. Sie haben faſt gar keine Schildwache und ich werde ſchon Mittel finden ihnen Inſtrumente zuzuſtecken. Können ſie ſich nur herausarbeiten, für das Weitere laſſen Sie mich ſorgen.“ Nach einer kurzen Unterredung kehrte mein Muth wieder zurück. Gleich zerriß ich mein Hemd, verband meine Wunden und erwartete den Tag. Meine Mattigkeit kann ich Niemand

Digitized by Google

ſchildern. Das Gefängniß ſchwamm im Blute und gewiß war nur noch wenig in meinen Adern übrig. Die Wunden ſchmerzten, die Hände waren von der ungeheuren Anſtrengung erſtarrt und geſchwollen. Meinen Plan aber hatte ich gemacht. Als der Mittag herankam und man die äußere Thüre öffnete, erſchrack Jedermann, die andere offen zu finden. Ich ſtand in der inneren Thüre in der fürchterlichſten Geſtalt, mit Blut befleckt, wie ein Verzweifelter da, hielt in der einen Hand einen Stein, deren mehrere ich aus meinem Sitze gebrochen hatte, in der andern das zerbrochene Meſſer und ſchrie: „Zurück, — zurück! — Sagen Sie dem Kommandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er ſoll mich hier todtſchießen laſſen, aber herein kommt kein Menſch. — Ich werfe und ſchlage 50 Mann todt, ehe einer herein kommen kann und für mich ſelbſt bleibt noch mein Meſſer übrig.“ Der Major erſchrack und ließ den Vorfall dem Kommandanten melden. Dieſer erſchien bald ſelbſt mit einigen Offizieren, trat aber gleich zurück, als er mich zum Wurf bereit erblickte. Ich wiederholte meine Drohung, jedoch weniger aus wahrer Verzweiflung, als, weil ich mir eine gute Kapitulation erzielen wollte. Da befahl der Kommandant, die Thüre zu ſtürmen. Das Vorgemach war aber nur ſechs Schuh breit und nicht mehr als einer oder zwei konnten meine Verſchanzung zugleich angreifen. Sobald ich den Arm hob, um mein Bombardement mit Steinen

Digitized by Google

anzufangen, sprangen sie wieder zurück. Der Kommandant gab abermals Befehl zum Angriff, der erste Grenadier lag jedoch gleich durch meinen Steinwurf zur Erde gestreckt da, die andern sprangen zurück und waren durchaus nicht mehr zum Angriffe zu bewegen. Da redete mich endlich der Platzmajor mit den beweglichen Worten an: „Aber lieber Trenck, was habe ich an Ihnen verschuldet, daß Sie mich unglücklich machen wollen? Ich allein muß verantworten, daß Sie aus der Citadelle ein Messer mit herüber gebracht haben. Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie; Sie sind noch nicht ohne Hoffnung und ohne Freunde!" Da ich nun sah, daß man Lust zum Kapituliren hatte, so bedung ich mir vor Allem, daß mein Versuch, die Freiheit zu erlangen, ungeahndet bleiben solle. Er sprach darauf lange mit dem Kommandanten und gab mir dann sein Ehrenwort, der ganze Vorfall solle nicht weiter gemeldet werden und Alles beim Alten bleiben. Somit war die Kapitulation geschlossen und meine Verschanzung wurde überstiegen. Man hatte wirklich Mitleiden mit meinem Zustande, visitirte meine Wunden, ließ den Feldscher holen, der mich verband, gab mir ein anderes Hemd und ließ die blutigen Steine wegräumen. Auf den Rath des Chirurgen wurde ich sogar mit Wein gelabt, zwei Schildwachen wurden in das Vorgemach gestellt und man ließ mich vier Tage ungefesselt ruhig liegen. Auch erhielt ich täglich Fleischsuppe, die mir außerordentlich wohl bekam und bald

Digitized by Google

hatte ich meine Schwäche und Mattigkeit wieder überwunden, obſchon meine Hände und Füße noch immer geſchwollen und meine Rücken- und Gliederſchmerzen faſt unerträglich waren.

Am fünften Tage waren die neuen Thüren fertig, wovon indeſſen die innere ganz mit Eiſen beſchlagen wurde. Man ſchmiedete mich wieder in Feſſeln wie zuvor, nur die zerſprengte Hauptkette an der Mauer war ſtärker als die erſte. Uebrigens hielt man redlich, was in der Kapitulation verſprochen war. Mein eigener Muth war wieder erwacht, Gefhardt hatte mich mit friſchen Hoffnungen beſeelt und ich fing bald wieder an, mich mit neuen Entwürfen zu meiner Rettung zu beſchäftigen. Man hatte mir, um mich näher zu beobachten, eine Schildwache vor die Thüre geſetzt, ich fand bald Mittel mich mit einigen dieſer Leute zu verſtändigen. Auch fing ich an, mich an meine Anfangs unerträglichen Feſſeln zu gewöhnen. Ich lernte, meine langen Haare auskämmen und endlich rupfte ich mit den Nägeln geſchickt meinen Bart aus, der nie raſirt wurde. Kaum war mein treuer Gefhardt das erſtemal bei mir auf den Poſten, ſo hatten wir freie Gelegenheit uns zu unterreden. Denn, wenn ich mit einem Fuße auf der Bettſtelle ſtand, reichte mein Kopf bis an das Luftloch in der Mauer. Nun machten wir den Entwurf, daß ich mich unter dem Fundamente meines

Digitized by Google

Kerkers, das nur zwei Schuh tief war, herausgraben ſollte. Vor allen Dingen aber mußte ich Geld haben. Dieſes zu erhalten, wurde auf folgende Art bewerkſtelliget: Er ſteckte mir nach der erſten Ablöſung einen Draht zu, nebſt einem Blatt Papier, das um denſelben gewickelt war. Ferner ein Stück dünnen Wachslichtes, welches recht gut durch das Drahtgitter ging. Schwefel und brennender Schwamm kam auch glücklich durch, eine Feder ebenfalls. Nun hatte ich Licht, ſchnitt mich in den Finger und mein Blut diente ſtatt der Tinte. Nun ſchrieb ich an einen alten Freund in Wien, ſchilderte ihm mit wenigen Worten meine Lage, aſſignirte ihm 3000 fl. auf meine Kaſſe, die auf folgende Art verwendet werden ſollten: 1000 fl. ſollte er für die Reiſekoſten behalten und den 15. Auguſt in Gummern, einem ſächſiſchen Städtchen, zwei Meilen von Magdeburg, eintreffen. Daſelbſt würde ihm um die Mittagsſtunde ein Menſch begegnen, welcher eine Rolle Rauchtabak in der Hand tragen würde. Dieſem ſollte er 2000 fl. im Golde einhändigen und dann wieder nach Wien zurückkehren. Gefhardt erhielt dann ebenfalls ſeine Inſtruktion und ſchickte den Brief durch ſein Weib auf die Poſt. Endlich erſchien der 15. Auguſt. Mir pochte das Herz vor Ungeduld, aber ich mußte noch einige Tage warten, ehe er wieder Schildwache ſtand. Wie erfreut war ich aber, da er mir auf einmal zurief: „Alles iſt glücklich von Statten gegangen.“ Ich erhielt auch das Geld glücklich, das er mir in mei-

Digitized by Google

nen Waſſerkrug zu prakticiren wußte. Nun beſchloß ich, alle Mittel aufzubieten, um meine Freiheit wieder zu erlangen.

Zuerſt mußte ich frei von den Ketten ſein. Gefhardt ſteckte mir daher ein paar Feilen zu. Die Kapſel an der Fußſchelle war ſo weit, daß ich ſie bei einem Viertelzolle vorwärts ziehen konnte. Nun feilte ich inwendig das hineinpaſſende Eiſen aus. Je tiefer ich dieſes ausſchnitt, je weiter zog ſich die Kapſel herab, bis endlich das ganze inwendige Eiſen, wo die Kette durchlief, durchſchnitten war. Dann zog ich dasſelbe ſammt den Feſſeln heraus und war dadurch frei, weil die Schelle aufging, die Kapſel hingegen auswendig ganz blieb. Hierdurch wurden die Füße von der Mauer frei und es war unmöglich, bei der genaueſten Viſitation den Schnitt zu finden, weil man nur das Aeußere beleuchten und unterſuchen konnte. Die Hände zwang ich alle Tage durch Zuſammendrücken biegſamer zu machen und brachte ſie beide bald glücklich aus den Schellen. Dann umfeilte ich das verſchmiedete Gewinde, machte mir von einem aus dem Boden gezogenen, ſchuhlangen Nagel einen Schlüßel und wand damit nach Belieben die Schrauben auf und zu, ſo daß man bei dem Viſitiren nicht das Mindeſte merken konnte. Der Ring um den Leib hinderte mich nicht. An der Kette aber, welche denſelben an der

Digitized by Google

Armſtange befeſtigte, wurde ein Stück in der Mitte eines Gelenkes ausgefeilt und das nächſt Anſchließende an einem Orte dünner geſchliffen, ſo, daß ich es durchſtreifen konnte. Auf dieſe Art war ich, ſo bald ich wollte, von Feſſeln frei. Mittags, ehe man viſitirte, rieb ich etwas naſſes Kommißbrot auf dem roſtigen Eiſen, um ihm die Farbe desſelben zu geben, dann ſchloß ich das offene Gelenk mit dieſem Teige, ließ ihn an dem warmen Leibe trocknen und beſtrich dann den Ort mit Speichel, um ihm den Eiſenglanz zu geben. Durch dieſe Erfindung war es unmöglich, den durchgeſchnittenen Ort zu erkennen. Nun konnte ich mich alſo losmachen, wie ich wollte. Das Fenſter ward nie viſitirt, ich machte alſo die beiden Haken los, womit es in die Mauer befeſtiget war. Dann ließ ich mir Eiſendraht von einem Freunde zuſtecken und verſuchte, ob ich ein neues Drahtgitter flechten konnte. Es gelang und nun ſchnitt ich in Mitte des Fenſters, wohin man nie ſah, das ganze Gitter aus und lehnte das meinige an deſſen Stelle. Dadurch war meine Kommunikation mit den Schildwachen offner und ich erhielt friſche Luft in meinen Kerker. Dann ließ ich mir alle erforderlichen Inſtrumente zuſtecken und erhielt auch Licht und Feuerzeug. Wenn ich Licht anzünden wollte, hing ich aber meine Decke vor das Fenſter, daß man den Schein desſelben nicht ſehen konnte. Ich konnte folglich inwendig arbeiten, was ich wollte, da von Außen Niemand hineinſehen konnte.

Digitized by Google

Nachdem nun Alles vorbereitet war, ging ich an's Werk. Der Fußboden meines Kerkers war mit drei Zoll dicken eichenen Brettern, die dreifach in der Länge und Quere aufeinandergelegt und befeſtiget waren, verſehen. Die eiſerne dicke Stange zwiſchen den Händen, die ich etwas zuſchliff, diente mir zum Meißel, um die Bretter zu durchſchneiden. Nun wagte ich den erſten Schnitt, der oben über einen Zoll breit werden mußte, um in die Tiefe arbeiten zu können. Sobald dieß geſchehen war, zog ich das Stück Brett, welches gegen zwei Zoll unter die Mauer reichte, heraus, beſchnitt es dann von unten ſo weit, daß es oben genau zuſammenpaßte, ſchmierte die Ritze mit Brot zu, ſtreute Staub darüber und ſo war es unmöglich, beim Viſitiren etwas zu bemerken. Hierauf arbeitete ich von unten her mit weniger Vorſichtigkeit und wurde bald mit dieſem dreifachen Boden fertig. Die Menge von Holzſplittern wurden mühſam und ſorgfältig unter die untern Bretter vertheilt. Unter dem Holzwerke fand ich nun feinen weißen Sandgrund, auf welchem die Sternſchanze gebaut iſt. Mein Grenadier mußte mir nun etliche Ellen Leinwand zuſtecken. Hiervon machte ich mir lange und dünne Würſte, welche zwiſchen den eiſernen Stangen durchgezogen werden konnten, füllte ſie mit Sand und ſo oft Gefhardt bei Nacht Schildwache ſtand, ſchob ich ſie hinaus und er leerte ſie aus und verſtreute den Sand vorſichtig. Nach und nach ließ ich mir auch alle erforderlichen Inſtrumente zuſtecken, ja ſogar Pulver und Blei,

Digitized by Google

auch ein Paar Sackpiſtolen, Meſſer und ein Bayonett. Alles fand ſichern Raum unter den Fußboden. Bald fand ich aber, daß das Fundament meines Kerkers nicht zwei, ſondern vier Schuh tief lag. Man kann ſich denken welche unſägliche Mühe es koſtete, oben auf dem Boden zu liegen und dann vier Schuh tief den Kopf und Leib hinunter zu beugen, um den Sand mit den Händen hinaus zu werfen. Da obendrein Gefhardt oft nur alle 14 Tage zu mir auf den Poſten kam, ſo verzögerte ſich meine Arbeit gewaltig. Auch litt ich dieſen Winter furchtbare Kälte, da kein Ofen in meinem Kerker war. Mein Herz war aber demungeachtet fröhlich, weil ich Ausſicht zur Rettung ſah. Gefhardt verſorgte mich auch von Zeit zu Zeit mit Mundproviſion, meiſtens geräuchertem Fleiſche und Würſte. Wenn ich nicht in der Mauer arbeiten konnte, ſo hatte ich Schreibmaterialien und Licht, ich ſchrieb, dichtete und machte Satyren. *) Folglich verfloß mir die Zeit ſelbſt im Kerker vergnügt. Einmal hätte ein unglücklicher Zufall bald alle meine Hoffnungen vereitelt. Eben als Gefhardt abgelöſt worden war und ich das Fenſter wieder einſetzen und befeſtigen wollte, fiel es mir aus den Händen und drei Scheiben zerbrachen. Ich war in Verzweiflung, das zer-

*) Es erſchienen auch mehrere Bände dieſer, meiſt poetiſchen Elaborate, ſie erheben ſich jedoch durchaus nicht über die Mittelmäßigkeit.

Digitized by Google

brochene Fenſter, wohin ich in Feſſeln gar nicht reichen konnte, mußte man ſogleich ſehen, dann viſitirte man weiter und mußte auch das eingeſetzte und nur angelehnte Drahtgitter finden. Indeſſen faßte ich Muth, knüpfte mit der neuen Schildwache ein Geſpräch an, beſtach ſie mit ſchwerem Gelde, ließ mir Scheiben von ihr zuſtecken und bei der Viſitation war Alles wieder in Ordnung. Ich hatte meine Glaſerarbeit meiſterlich vollbracht. Dieſer Gefahr war ich nun glücklich entgangen, bald aber wartete meiner eine bei Weitem größere.

Gegen Ende des Winters, als ich mit meinen Arbeiten ſchon weit vorgerückt war, ſchrieb ich abermals an meinen Freund nach Wien, aſſignirte ihm Geld und bat ihn, er ſolle abermals in Gummern erſcheinen und dann zu einer beſtimmten Zeit ſechs Tage hintereinander beim Kloſter Bergen mit 2 ledigen Reitpferden bereit ſtehen, um mir weiter zu helfen. Der Brief wurde abermals durch Gefhard's Weib befördert. Drei Tage lang wiegte ich mich in der ſeligſten Hoffnung, wie beſtürzt war ich aber, als am dritten Tage gegen Abend der Gouverneur ſelbſt mit großem Gefolge in mein Gefängniß trat, mir den Brief vorzeigte und mit gebietender Stimme fragte, wer ihn nach Gummern getragen habe. Da ich daraus wenigſtens entnahm, daß man das nicht wiſſe, ſo blieb ich feſt dabei, daß ich

Digitized by Google

davon keine Kenntniß habe. Erſt nachträglich erfuhr ich, daß der Poſtmeiſter mein Verräther geworden war, indem er durch die Freigebigkeit des Weibes, die ihm 10 Reichsthaler für die Beförderung in die Hände drückte, aufmerkſam gemacht, den Brief geöffnet nnd ihn den Gouverneur überſandt hatte. Sogleich wurde die ſchärfſte Viſitation vorgenommen. Schmiede, Zimmerleute, Maurer traten herein. Nach einer halben Stunde genauen Nachſuchens fand man jedoch nur allein das vorgeſteckte Drahtgitter am Fenſter, welches auch ſogleich mit Brettern verſchlagen und nur ein Luftloch von etwa ſechs Zoll breit und hoch in demſelben gelaſſen wurde. Weder mein Loch im Boden, noch das Mindeſte an meinen Feſſeln wurde entdeckt. Der Gouverneur examinirte mich darauf mit gütigen Worten und drohend, um diejenigen zu erfahren, die mir behilflich waren, und welche Schildwachen es geweſen ſein mochten, ich blieb aber ſtandhaft bei meiner Weigerung und endlich ging er unverrichteter Sache wieder fort. Mir bangte jedoch für das Schickſal des wackern Gefhardt und ich konnte mich nicht eher zufrieden geben, bis er nach einigen Tagen wieder zu mir auf den Poſten kam. Er dankte mir für meine Verſchwiegenheit und eröffnete mir, daß die Garniſon in wenigen Tagen in das Feld marſchiren werde. Wie erſchrack ich bei dieſer Nachricht. Mein ganzer Entwurf zur Rettung war dadurch vereitelt. Bald aber faßte ich wieder friſchen Muth, da meine Minen nicht entdeckt waren und ich

Digitized by Google

noch bei 500 fl. bares Geld, auch Vorrath an Licht und alle Instrumente wohl verborgen hatte. Wenige Tage darauf rückten auch die Regimenter in's Feld, indem der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, und ich erhielt einen neuen Platzmajor, einen harten und unempfindlichen Mann, auch einen neuen Kommandanten, der mich wahrhaft tyranniſch behandelte. Gleich Anfangs ließ er mir ein handbreites dickes Eiſen um den Hals legen, welches mit einer ſchweren Holzkette an der Fußſchelle befeſtigt wurde. Mein Fenſter wurde bis auf ein kleines Luftloch vermauert und endlich nahm er mir ſogar mein Bett, gab mir kein Stroh und überhäufte mich obendrein mit Schmähungen, wobei ich ihm jedoch kein Wort ſchuldig blieb und ihn bis zur Raſerei erbitterte. Das Grauſamſte war mir der Verluſt meines Bettes. Ich mußte alſo auf dem Boden ſitzen, den Kopf an die feuchte Mauer lehnen und die Feſſeln am Halseiſen beſtändig mit einer Hand halten, weil ſie mich entweder würgten, oder die Nerven hinten am Genick drückten. Da nun die Stange zwiſchen beiden Händen jederzeit die eine Hand hinunter hielt, wenn die andere, auf das Knie geſtützt, die Halsfeſſeln erleichterte, ſo erſtarrte mein Blut und endlich überwog das Ungemach meine Leibes- und Geiſteskräfte, ich verfiel in eine ſchwere, hitzige Krankheit. Der Kommandant blieb aber dabei unbeweglich und ließ mir weder eine Arzenei reichen noch irgend eine Linderung angedeihen. Meine Krankheit dauerte zwei Monate. Ich wurde

Digitized by Google

so schwach, daß mir kaum Kräfte übrig blieben, meinen Wasserkrug an den Mund zu bringen. Man kann sich denken, was ein Kranker leidet, der ohne Bett und Stroh, in schweren Fesseln an allen Gliedern, zwei Monate lang auf der Erde im feuchten Kerker sitzt, der nichts als trockenes Kommißbrot und keinen Tropfen Suppe zur Labung erhielt, den kein Arzt besuchte, kein Freund tröstete und der ohne Arzenei und Menschenhilfe in solchem Zustande sich selbst überlassen bleibt. Indessen überwand meine unzerstörbare Natur abermals alle Leiden und Prüfungen und ich wurde zum Erstaunen meiner Peiniger und aller Menschen, wieder gesund. Bald schien mir auch die Hoffnungssonne wieder zu leuchten.

Da man sich nun meiner versichert genug glaubte, so vertraute der Platzmajor, wenn er in Gesellschaft ging, einst dem Lieutenant Sonntag die Schlüssel zu meinem Gefängniß. Dieser kam allein zu mir, wir sprachen vertraut mit einander, er schüttete mir sein Herz aus und klagte über drückende Schulden. Sogleich gab ich ihm 25 Louisd'ors und hiermit war unsere Freundschaft und unser ewiges Bündniß geschlossen. Allmälig wurden alle drei wachhabenden Offiziere meine Freunde. Sie saßen Stunden lang bei mir, wenn ein gewisser Major die Inspektion hatte, den ich gleichfalls auf meine Seite zu ziehen wußte. Meine Kasse fing jedoch bald zu schmelzen an und

Digitized by Google

nun war es nothwendig mir wieder Geld zu ſchaffen. Auch dazu ward Rath. Durch einen Hauptmann von K. leitete ich eine Korreſpondenz mit meiner letzten Freundin in Petersburg ein und erhielt 2000 Rubel von ihr. Ich vertheilte nun eine anſehnliche Summe unter die Offiziere und machte ſie mir Alle zu Freunden. Mancher trieb es ſo weit, daß er die Schlüſſel dem Platzmajor zurückſtellte, ohne die Thüren zuzuſchließen und dann halbe Nächte bei mir im Kerker zubrachte. Auch gaben ſie mir Zeitungen und Bücher, verſorgten mich mit Licht und ich konnte mich ſo gut beſchäftigen, daß ich faſt meinen Zuſtand ganz vergaß. Nur wenn der Platzmajor viſitirte, mußte Alles behutſam zugehen. Endlich kam es ſo weit, daß mir Lieutenant Sonntag heimlich andere Handſchellen machen ließ, welche ſo groß waren, daß ich die Hände bequem herausziehen konnte. Alle übrigen Feſſeln konnte ich nach Belieben ablegen, nur das Halseiſen durfte ich nicht losmachen. Es war auch viel zu kennbar zugeſchmiedet. Bald aber verfiel ich darauf, das obere Gelenk durchzuſchneiden, ſo daß das nächſte durchgezogen werden konnte, welches auf die von mir bereits beſchriebene Art mit Brot wieder ſorgfältig zugeſchmiert wurde. Nun konnte ich nach Belieben alle meine Feſſeln ablegen und ruhig ſchlafen. Man trug mir auch heimlich kaltes Fleiſch und Würſte zu und ſo lebte ich im Ganzen recht erträglich. Nun dachte ich aber auch wieder daran, für meine Befreiung zu

Digitized by Google

arbeiten. Leider war aber unter den Offizieren keiner, der das Herz hatte für mich zu thun, was Schell in Glatz that, nämlich mit mir fortzugehen. Ich blieb also auf meine eigene Kraft beschränkt, übrigens gingen sie mir bei jeder Gelegenheit mit Rath und That an die Hand.

Ich hatte doppelte Schildwachen, folglich war es unmöglich, durch mein Loch, welches unter dem Fundamente seit zwei Jahren fertig war, herauszukriechen, noch weniger, die zwölf Schuh hohen Palissaden im Graben vor den Augen der Wächter zu überspringen. Ich machte demnach folgenden Entwurf, der zwar Herkulesarbeit, aber dennoch möglich zur Ausführung war. Ich hatte herausgebracht, daß von dem Orte, wo ich das Loch in meinem Boden fertig hatte, bis in den Eingang zur Gallerie im Hauptwalle 37 Schuh zu durchbrechen waren. Da nun mein Gefängniß an denselben stieß, so konnte ich unter dem Fundamente des Walles, neben dem Graben bis in demselben fortarbeiten und da der Grund aus feinem weißen Sande bestand, so war es um so mehr möglich. Sobald ich in diese Gallerie gelangen konnte, war meine Freiheit gewiß. Ein Offizier hätte mir dann die Thüren heimlich geöffnet. Allenfalls hätte ich auch Licht, Brecheisen und Bohrer bei mir gehabt, um alle Hinderniſſe zu heben und dann mußten mir Geld und Behutsam-

Digitized by Google

keit weiter helfen. Die Arbeit wurde alſo angefangen und dauerte über ſechs Monate. Ich habe bereits erwähnt, wie ſchwierig es war, das Loch, wo ich hinunterſtieg, mit den Händen auszuſchöpfen, denn jedes Inſtrument hätten die Schildwachen rauſchen gehört. Kaum hatte ich das alte Fundament hinter mir weggebrochen und das alte Loch damit gefüllt, ſo fand ich, daß der Hauptwall kaum ein fußtiefes Fundament hatte, wodurch meine Arbeit ſehr erleichtert wurde, weil ich die Grundſteine höher wegnehmen konnte, und nicht ſo tief zu graben hatte. Im Anfange ging das Werk vortrefflich, kaum war ich aber etwa 10 Fuß vorwärts, ſo empfand ich erſt die Beſchwerde. Denn ehe ich anfing, mußte zuerſt das Loch, wo ich hinunterſtieg, mit der Hand ausgeleert werden, welches immer etliche Stunden Arbeit erforderte. Dann mußte jede Hand voll Sand aus dem Kanal geholt werden, um weiter zu miniren. Alles lag auf einem Haufen im Gefängniß und mußte auf eben die Art, wie ich's hinausgebracht hatte, alle Tage wieder hineingeſchafft werden, daß man beim Viſitiren den ſchneeweißen Sand nicht bemerkte. Dann ward erſt der aufgebrochene Boden und zuletzt wurden die Feſſeln in Ordnung gebracht. Wenn ich auf dieſe Art einen Tag gearbeitet hatte, war ich ſo abgemattet, daß ich allezeit die drei folgenden ruhen mußte. Endlich fiel ich auf den Gedanken, mir Sandſäcke zu machen, weil ich dieſelben geſchwinder heraus und hinein bringen konnte. Da

Digitized by Google

man mir nach meiner Krankheit mein Bett wiedergegeben hatte, so griff ich dieses zu dem Zwecke an, zerschnitt Strohsack und Betttuch und machte Sandsäcke daraus. Wenn der Platzmajor visitirte legte ich mich in das Bett, als ob ich unwohl wäre, damit er nichts merken konnte. Die andern Offiziere verriethen mich nicht und steckten mir selbst Leinwand zu Säcken zu. Schon war ich kaum mehr 6 bis 7 Schuh vom Ausbruche entfernt, so ereignete sich eine Begebenheit, die abermals mein langwieriges und mühsames Unternehmen vereitelte.

Ich konnte zwar alle meine Eisen ablegen, das jedoch um den Hals blieb mit dem daranhängenden Haken fest und eine Schildwache mußte während meiner Arbeit dessen Klimpern gehört haben. Er hatte es sogleich gemeldet und als ich eben die letzten drei Schuh durchbrechen, und schon die erste Oeffnung gewann, sah ich Licht und hörte auch die Stimmen Derjenigen, die auf mich lauerten. Welcher Donnerschlag für mich. Ich kroch mit größter Mühe durch den aufgewühlten Sand zurück und erwartete mit Schrecken und Schauder mein Schicksal, hatte aber dennoch die Gegenwart des Geistes, daß ich meine Pistolen, mein Geld, meine Instrumente, Papier und Licht unter den Fußboden verbarg, welchen ich allezeit wieder durchschneiden

Digitized by Google

konnte. Mein meiſtes Geld war ebenfalls in den Boden, auch hin und wieder in den Ritzen des Bodens kleine Feilen und Meſſer verborgen. Kaum war ich fertig, ſo raſſelten die Thüren. Man kam herein und fand den Kerker mit Sand und Sandſäcken angefüllt. Die Handſchellen aber nebſt den Stangen hatte ich in der Eile wieder angelegt, um ihnen glauben zu machen, daß ich mit denſelben in der Erde gearbeitet hätte. Der Platzmajor machte viele Fragen, ich gab ihm jedoch keine Antwort, außer, daß es mir immer freiſtehen würde ſeiner Gewalt zu entfliehen. Dieß hat ihn auch wirklich ſchüchtern gemacht, ſo daß er in der Folge höflicher ward und mich wirklich zu fürchten anfing, weil ich Alles möglich zu machen wußte. Die Nacht war eingebrochen, es war unmöglich, den Sandhaufen hinauszuſchaffen. Der Lieutenant und die Wache blieben bei mir. Ich hatte alſo große Geſellſchaft und am Morgen erſchien eine Schar Arbeiter, welche das inwendige Loch zuerſt ausfüllten. Dann wurde daſſelbe ausgemauert und die durchſchnittenen Bohlen in der Oberfläche des Fußbodens neu gemacht. Am Abend deſſelben Tages waren auch die Schmiede mit ihrer Arbeit fertig. Alle Feſſeln wurden ſchwerer gemacht und anſtatt der Schelle über den Fußeiſen wurden dieſelben mit Schrauben zuſammen gezogen und verſchmiedet. Alles Uebrige blieb beim Alten, nur das Bett wurde mir wieder weggenommen, weil ich es zu Sandſäcken verſchnitten hatte.

Digitized by Google

Ehe man die Thüren verſchloß, viſitirte mich der Platzmajor am ganzen Leibe. Er fragte mich wiederholt, wo ich denn alle Inſtrumente zu meiner Arbeit hergenommen hätte. Ich antwortete: „Meine Herren, der Teufel iſt mein beſter Freund. Er bringt mir Alles, was ich brauche. Wir ſpielen ganze Nächte Piquet mit einander, denn er bringt mir auch Licht. Sie mögen mich bewachen, wie Sie wollen, ſo wird er mich doch aus Ihrer Gewalt retten.“ Er erſtaunte, die Uebrigen lachten. Endlich da Alles auf's Genaueſte durchſucht und die letzte Thüre zugeſchloſſen war, rief ich: „Meine Herren, kommen Sie zurück. Sie haben etwas Wichtiges vergeſſen.“ Indeſſen zog ich eine verſteckte Feile aus dem Boden heraus und reichte ſie ihnen bei ihrem Eintritte mit den Worten: „Ich habe Ihnen nur beweiſen wollen, daß mir mein Helfershelfer Alles bringt, was ich brauche.“ Man viſitirte wieder und ſchloß zu. Unterdeſſen man an den vier Schlöſſern arbeitete, hatte ich ein Meſſer und 10 Louisdor's hervorgeſucht, da ich mein Geld an verſchiedenen Orten verſteckt hatte. Das meiſte lag unter dem Boden. Ich rief ſie nocheinmal zurück. Sie kamen mit Murren nnd Fluchen. Ich gab ihnen Geld und Meſſer und nun war ihre Verwirrung unbegränzt. Ich hingegen lachte und ſpottete bei allem meinen Unglück über ſo kurzſichtige Wächter und bald war ich durch ſie in der ganzen Stadt, beſonders unter dem Pöbel, als ein Schwarzkünſtler und Teufelsbanner ausgeſchrieen. Ja ein

Digitized by Google

alberner Bürger wurde mit Hilfe eines Offiziers dergeſtalt von mir dupirt, daß er Stein und Bein ſchwor, daß ich der Teufel ſelbſt, oder einer ſeiner erwählteſten Günſtlinge ſein müßte.

In Folge meiner langwierigen, mühſamen Anſtrengungen und dem traurigen Ausgange derſelben verfiel ich abermals in eine ſchwere Krankheit, in welcher ich gewiß umgekommen wäre, wenn die Offiziere mir nicht alle mögliche Hilfe erzeigt und den Kommandanten betrogen hätten. Ein halbes Jahr verfloß, ehe ich meine Kräfte wieder erhielt und zu einer neuen Herkulesarbeit greifen konnte. Zu dieſer Zeit wurde der wirklich höchſt grauſame Befehl erlaſſen, daß man mich am Schlafe hindern und mich alle Viertelſtunden durch die Schildwachen anrufen und wecken laſſen ſollte. Anfangs fiel mir dieß unerträglich, bis ich es gewohnt wurde und auch im Schlummer antwortete. Und dieſe unerhörte Grauſamkeit dauerte vier Jahre hindurch, bis ein neuer Kommandant erſchien und mir den ruhigen Schlaf wieder gönnte. Uebrigens gab mir auch bald ein braver Offizier den Rath, ich ſollte auf das Zurufen gar nicht antworten, man könne mich auf keine Weiſe dazu zwingen. Dieß that ich auch und erzwang endlich durch eine Art Kapitulation, daß man mir mein Bett wieder gab und nun that ich, was man wollte und ließ mich im Himmelsnamen wecken.

Digitized by Google

Bald darauf wurde mein grausamer Kommandant krank und durch einen andern ersetzt, dem Oberstlieutenant von Reichmann, der mich viel menschenfreundlicher behandelte. Er konnte zwar an meiner wirklich schrecklichen Lage nichts ändern, ließ aber zu, daß die Inspektionsoffiziere Anfangs zuweilen, dann aber täglich die zwei inneren Thüren öffneten, um mir frische Luft und Tageslicht für einige Stunden zu vergönnen. Bei dieser Gelegenheit fing ich an, auf einen zinnernen Trinkbecher mit einem ausgezogenen kleinen Bretnagel zu zeichnen, endlich Satyren darauf zu schreiben, zuletzt gar Bilder zu graviren und ich brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine gravirten Becher, deren mir in der Folge mehrere zugestellt wurden, als Meisterstücke der Erfindung und Zeichnung theuer verkauft und in Kabinetten aufgestellt wurden und daß der beste, gelernte Graveur meine Arbeiten schwerlich übertraf. Die Schrift daran war manchmal so fein, daß sie nur mit Vergrößerungsgläsern gelesen werden konnte und doch hatte ich nie ein anderes Instrument, als einen Bretnagel.

Um diese Zeit rückte die französische Armee bis auf fünf Meilen an Magdeburg heran. Diese wichtige Festung, damals der Schlüssel zur preußischen Monarchie, welche wenigstens 16000 Mann zur Besatzung forderte, hatte kaum 1500 zur Vertheidigung. Meine Hoffnung wuchs auch bei ihrer Annäherung, wie groß

Digitized by Google

aber war meine Bestürzung, als sie sobald zu Wasser wurde, da sie sich auf das eiligste wieder zurückzogen, ohne daß ein hinreichender Grund dazu vorhanden war. Indessen verfiel ich auf ein neues, höchst gewagtes Projekt, mich zu retten. Durch einen guten Freund hatte ich Geld bekommen und hatte nun nichts Geringeres im Sinne, als einen Theil der Garnison zur Konspiration zu bewegen. Ich hatte zwei Majors und zwei Lieutenants auf meiner Seite; die Wache in der Sternschanze, wo ich saß, bestand nur aus 15 Mann, welche auch meistens bereit waren, meinem Winke zu folgen. Vor dem Thore der Sternschanze war das Stadtthor nur mit 12 Mann und einem Unteroffizier besetzt und gleich an demselben lag die Kasematte, in welcher 7000 kriegsgefangene Kroaten eingesperrt waren. Diese wollte ich befreien und mit ihrer Hilfe mich zum Meister der Stadt und Festung machen. Alle Vorkehrungen waren so getroffen, daß ich auf 400 Gewehre sichere Rechnung machen konnte. Der wachhabende Offizier sollte zu mir hereinkommen, die uns etwa verdächtigen Soldaten hätte er zu mir auf die Schildwache gestellt und hätte ihnen befohlen, mein Bett hinauszutragen. Indessen wäre ich hinausgesprungen und hätte die Verdächtigen eingesperrt. Dann hätten wir uns des Stadtthores bemächtiget, ich aber wäre in die Kasematte gelaufen und hätte den Kroaten zugerufen, das Gewehr zu ihrer Rettung zu ergreifen. Meine andern Freunde brachen indessen auch los, und kurz gesagt, der ganze Anschlag war so ausgearbeitet, daß er

Digitized by Google

unmöglich fehlschlagen konnte. Magdeburg, das Magazin der Armee, das Zeughaus, die königliche Schatzkammer, Alles mußte in meine Gewalt gerathen und 16000 Mann Kriegsgefangene, die damals in der Stadt lagen, waren hinlänglich, den Besitz zu behaupten. Nun hatte ich vorher noch durch sichere Hand einen Brief nach Wien geschickt, worin ich 2000 Dukaten von meinem Gelde forderte, und versicherte, daß ich dadurch bald in Freiheit sein und mich der Festung Magdeburg bemeistern würde. Ich wartete von Stunde zu Stunde auf die Ankunft des Geldes, da trat aber auf einmal zu meinem Schrecken der damalige Gouverneur von Magdeburg in mein Gefängniß, hielt mir meinen Brief unter die Augen und fragte, wer diesen Brief bestellt habe und wo die Leute wären, die mich befreien und Magdeburg verrathen wollten? Man stelle sich meine Bestürzung vor — ich behielt indeß Gegenwart des Geistes genug und läugnete geradeweg meine Handschrift, ja ich schien selbst über einen so arglistigen Streich ganz erstaunt. Der Gouverneur suchte mich zu überzeugen und erzählte mir sogar den Inhalt des mündlichen Auftrages, welchen mein Kommissionär in Wien sollte vorgetragen haben, um Magdeburg in die Hände der Feinde zu spielen. Ich ersah jedoch eben daraus, daß man das Wahre der Sache nicht wußte und läugnete fort und fort und suchte das Unwahrscheinliche darzuthun, daß ein Arrestant in meiner Lage die ganze Garnison übermannen und

Digitized by Google

gewinnen könne. Der gütige Gouverneur verließ endlich meinen Kerker und ſchien mit meiner Ausflucht zufrieden zu ſein, beſonders da ſein Herz keine Freude an dem Unglücke anderer Menſchen empfand. Indeſſen erſchien am folgenden Tage eine ganze Kommiſſion in meinem Gefängniſſe. Man klagte mich förmlich der Landesverrätherei an. Ich beharrte aber darauf, meine Handſchrift zu läugnen. Beweiſe und Zeugen zur Konfrontation waren nicht da. Und auf die Hauptfrage der beſchuldigten Verrätherei gab ich folgendes zu Protokoll: Ich ſei kein Uebelthäter, ſondern ein redlicher Patriot, welcher durch Verläumdungen, ohne Verhör noch Kriegsrecht, ohne legale Procedur in dieſe Feſſeln gerathen ſei. Der König habe mich bereits im Jahre 1746 kaſſirt und mein väterliches Erbtheil konfiszirt. Ich hatte demnach dem Naturgeſetze gemäß Brot und Ehre außer meinem Vaterlande geſucht und auch in Oeſterreich gefunden, wo ich eine Offiziersſtelle erhielt, die ich noch bekleidete. Verrätherei habe mich in Danzig von Neuem, ohne ein Verbrechen gegen den König begangen zu haben, in das Magdeburger Gefängniß geſtürzt. Hier werde ich als Uebelthäter mißhandelt und es bleibe mir nichts übrig, als meine Freiheit zu ſuchen, wie ich könne. — Wenn nun in dieſer Abſicht ganz Magdeburg zu Grunde ginge und tauſend Menſchen ihr Leben verlieren, welche dieſe meine Freiheit verhindern wollten, ſo wäre ich keiner Verrätherei zu

Digitized by Google

beſchuldigen. Ich ſei dem Könige von Preußen keine Treue, keine Pflicht ſchuldig. ꝛc.

Hiermit war das Verhör geſchloſſen, nichts ward erwieſen noch aufgedeckt und Alles blieb beim Alten.

Sobald ich mir aber wieder ſelbſt überlaſſen blieb, dachte ich ſogleich wieder an Unternehmungen zur Flucht. Da es mir nicht an Inſtrumenten fehlte, ſo waren Feſſeln und Fußboden bald wieder durchſchnitten, auch Alles ſo gut vorgekehrt, daß ich mich vor keiner Viſitation fürchten durfte. Bald fand ich mein verſtecktes Geld, Piſtolen und andere Bedürfniſſe. Es war aber unmöglich vorwärts zu arbeiten, ehe ich nicht einige Zentner Sand hinaus geſchafft hatte. Dieß geſchah auf folgende Weiſe: Ich machte zwei verſchiedene Oeffungen in den Fußboden, die eine war die falſche, die andere der wirkliche Angriff. Dann warf ich einen großen Haufen Sand in mein Gefängniß, machte aber das Loch mit aller Vorſicht wieder zu. Hierauf arbeitete ich bei dem andern, jedoch ſo laut, ſo unvorſichtig, daß man mich nothwendig in der Erde wühlen hören mußte. Da wurden plötzlich um Mitternacht alle Thüren aufgeriſſen und man fand mich bei der Arbeit, bei welcher ich auch ſelbſt überfallen zu werden wünſchte. Niemand begriff warum ich gerade unter der Thüre ausbrechen wollte, wo dreifache Schildwachen ſtanden. Die Wache blieb bei mir im Kerker; am Morgen kamen

Digitized by Google

etliche Arreſtanten, welche den Schutt mit Karren hinaus führen mußten. Das Loch ward wieder zugemauert und mit neuen Brettern geſchloſſen. Meine Feſſeln wurden mir vom Neuen angeſchmiedet. Man lachte über meine Unternehmung, nahm mir auch zur Strafe mein Licht und mein Bett weg, welches mir indeſſen Beides nach 14 Tagen wieder gegeben wurde. Das rechte Loch aber, wo ich die meiſte Erde hinausgeworfen hatte, wurde Niemand gewahr und da der Major und der Lieutenant meine Freunde waren, ſo wollte auch Niemand bemerken, daß man dreimal mehr Sand ausführte, als die gefundene Oeffnung faſſen konnte. Ueberhaupt aber behandelte mich der Gouverneur menſchenfreundlich und ich gab ihm daher mein Ehrenwort, daß ich nichts mehr zur Flucht unternehmen wollte, ſo lange er Gouverneur in Magdeburg bliebe. Er befahl, mir das Halseiſen abzunehmen, ließ das zugemauerte Fenſter wieder öffnen, einen kleinen eiſernen Ofen in den Kerker ſetzen, den ich ſelbſt von inwendig heizen konnte, und befahl auch, mir ein Buch weißes Papier zu geben. Tinte wurde mir aber nicht geſtattet. *)

Ich ſtach mich alſo in die Finger und ſchrieb mit meinem Blute. Meine Hoffnung wuchs mit jedem Tage und da ich die Zeitung zu leſen erhielt,

*) Das iſt doch ſo unwahrſcheinlich als möglich. Warum ſollte man ihm Papier gegeben und Tinte verweigert haben? Wozu ſollte ihm das Papier allein nützen?

Digitized by Google

ſah ich auch den Frieden, als das Ziel meiner Wünſche ſich nahen. So lebte ich faſt 18 Monate in ſtiller Gelaſſenheit, mit Schriftſtellern und Graviren beſchäftiget, ohne eine Unternehmung zu machen. Nun traten aber wichtige Veränderungen ein. Der menſchenfreundliche Gouverneur verließ Magdeburg. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth ſtarb, ihr Nachfolger Peter III. veränderte den Verbindungsplan; Katharina II. beſtieg den Thron und der Friede wurde geſchloſſen. Sobald ich hiervon Nachricht hatte, wollte ich mich auf alle Fälle in Sicherheit ſtellen. Ich wagte nocheinmal, einen Offizier zu bereden mit mir zu entfliehen. Umſonſt, ich fand keinen Schell mehr. Ich öffnete alſo mein altes Loch, wo ich bereits etwas Raum gemacht hatte und meine Freunde halfen mir auf allerlei Art den Sand hinauszuſchaffen. Man verſah mich mit allen erforderlichen Inſtrumenten, mit friſchem Pulver und auch mit einem guten Degen. Alles wurde unter dem Boden verſteckt, denn Niemand viſitirte mehr, weil ich mich ſo lange ruhig verhalten hatte. Andere Vorbereitungen waren bereits getroffen. Zu Gummern ſtanden zwei gute Pferde, die ein Freund bereit hielt und welche beſtimmt waren, ein ganzes Jahr auf mich zu warten. Nun kam es nur darauf an, mich durchzubrechen. Ich durchſchnitt alſo einige obere Bretter auf eben die Art, wie die Erſteren, nahm allgemach die ganze doppelte untere Lage, die ſechs Zoll dick war, weg, zerſchnitt ſie mit meinen Meißel in Stücken, verbrannte dieſe im Ofen

Digitized by Google

und füllte den dadurch gewonnenen leeren Raum mit Sand aus meinem unterirdiſchen Kanal; ſo gewann ich faſt den halben Weg. Dann ſteckten mir meine Freunde einen Vorrath von Leinwand zu, wovon ich Sandſäcke machte, die ich geſchwind ein- und ausſchieben konnte, auf dieſe Art kam ich glücklich bis an die Gallerie zum Ausbruche. Während dieſer ſchweren Arbeit, die mich wieder ganz entkräftet hatte, ward Frieden und bei Einrückung der alten Feldregimenter verlor ich alle meine Freunde und Nothhelfer auf einmal. Ich ſetzte meine Arbeit demungeachtet ruhig fort. Als ich aber eines Tages unter den Fundamenten des Walles arbeitete und eben im Begriffe war, einen Sandſack herauszuziehen, ſtemmte ich mich mit dem Fuße an einen großen Stein hinter mir, ſo daß derſelbe herunter fiel und mir die Rückkehr verſperrte. Wie fürchterlich war nun meine Angſt. Nach kurzem Beſinnen fing ich an, ſeitwärts den Sand wegzuarbeiten, um mich umwenden zu können. Die Luft wurde jedoch ſo dünne, und die Arbeit ſo beſchwerlich, daß ich ſie bald aufgeben mußte. Der brennendſte Durſt beraubte mich faſt meiner Sinne, nur wenn ich in den Sand biß, fand ich wieder etwas Luft, meine Beängſtigung vermag keine Feder auszudrücken; meiner Rechnung nach, habe ich gewiß acht Stunden in dieſem fürchterlichen Zuſtande zugebracht. Endlich nahm ich alle meine Kräfte zuſammen, wühlte unter dem Steine ein tiefes Loch aus und zog ihn mit unerhörter Anſtrengung in dieſes hinein, ſo daß

Digitized by Google

ich über denſelben wegkriechen konnte und glücklich wieder in mein Gefängniß kam. Es war ſchon heller Tag und meine Kräfte waren ſo erſchöpft, daß ich mich niederlegen mußte und mich gänzlich außer Stand glaubte, allen Schutt wieder hineinzubringen und das Loch zuzumachen. Kaum hatte ich aber eine halbe Stunde geruht, ſo waren Standhaftigkeit und Kraft wieder da. Ich griff zum Werke, vollzog es glücklich und kaum war ich fertig, ſo raſſelten die Schlöſſer zur Viſitationsſtunde.

Als die Ablöſung der Garniſon geſchah, war Alles neu für mich. Die Offiziere waren nicht zu gewinnen und vollzogen ihre Befehle pünktlich. Die Zeit fing an, mir lang zu werden. Man hatte zwar bei der Uebergabe Alles genau viſitirt und recht gefunden, es war aber doch möglich, daß eine genauere Unterſuchung Alles entdecken und meine Anſchläge vernichten konnte. Ein ungefährer Zufall hätte auch bald Alles verrathen. Ich hatte nämlich ſeit zwei Jahren eine Maus ſo zahm gemacht, daß ſie den ganzen Tag auf mir herumſpielte und mir aus der Hand fraß. Dieſe hätte mich beinahe unglücklich gemacht. Sie hatte bei der Nacht an meiner Thüre genagt und in meinem Gemache Kapriolen auf einem hölzernen Teller gemacht. Die Schildwachen hörten es und riefen den Offizier. Auf einmal wurden meine Thüren eröffnet, der Platzmajor, Schloſſer und Maurer traten herein. Man durchſuchte Alles auf das Genaueſte.

Digitized by Google

Boden, Mauer, Ketten, ich ſelbſt wurde viſitirt, aber nichts gefunden. Endlich fragte man mich, was ich bei Nacht ſo gearbeitet und gepoltert hätte. Ich hatte aber die Maus ſelbſt gehört und klagte das arme Thier an. Sogleich ward befohlen, ſie abzuſchaffen. Ich pfiff und ſie kam auf meine Schulter geſprungen, ich überlieferte ſie und bath nun für ihr Leben. Der wachhabende Offizier nahm ſie mit ſich und betheuerte mir, er wolle ſie einer Dame ſchenken, wo es ihr recht wohl gehen ſollte. Er ließ ſie darauf im Wachtzimmer laufen, ſie war jedoch für Niemand zahm als für mich und verſteckte ſich ſogleich. Zu Mittag aber, als man zu viſitiren hereinkam, lief mir auf einmal meine Maus die Beine hinauf auf die Schulter und machte allerlei Sprünge, um ihre Freude zu bezeigen. Jedermann war erſtaunt und wollte dieſe Maus haben. Der Major nahm ſie ſeiner Gemahlin mit Dieſe ließ ihr einen ſchönen Käfig machen, worin ſie jedoch nicht fraß und nach einigen Tagen todt gefunden wurde.

Bald fand ich wieder Gelegenheit mich der Freundſchaft und Dienſtfertigkeit eines Offiziers durch bedeutende Geldſpenden zu verſichern und redete mit ihm Folgendes ab: Er ſollte ſich vier Schlüſſel verſchaffen, welche denen von meinen vier Thüren nur äußerlich ähnlich wären. Dieſe ſollte er am Tage, da wir unſer Vorhaben ausführen wollten, verwechſeln, weil

Digitized by Google

ſie, während der Major ſpeiſte, in der Wachſtube verwahrt würden. Dann ſollte er ſeine Grenadiere theils auf einige Stunden beurlauben, theils mit verſchiedenen Aufträgen in die Stadt ſchicken, die Schildwachen wollten wir auf die oben (S. 103) beſchriebene Art einſperren, uns auf die bereitgehaltenen Pferde ſetzen und nach Gummern galoppiren. Der Tag der Ausführung rückte bereits heran, da erfaßte mich, berauſcht von Freude und Hoffnung, ein ſolcher Uebermuth und ſolche Blindheit, daß ich einen Entſchluß faßte, der wohl jedem Vernünftigen unüberlegt, verwegen, dummdreiſt und beklagenswerth erſcheinen muß. Ich redete nämlich den zur Viſitation hereintretenden Major alſo an: „Herr Major, ſagen Sie dem Herrn Gouverneur, er möchte zuvor mein Gefängniß viſitiren, die Schildwachen verdoppeln laſſen und dann befehlen, zu welcher Stunde ich mich außer den Werken der Sternſchanze in vollkommener Freiheit ſollte ſehen laſſen. Wenn ich dieß zu bewerkſtelligen im Stande bin, ſo hoffe ich auf die Protektion des Gouverneurs und die Gnade des Königs, den ich dadurch von meinem reinen Gewiſſen und rechtſchaffenen Handlungen zu überzeugen hoffe.“ Der Major erſtaunte, verſprach mir aber auf kurzes Beſinnen ſogleich ſein Fürwort in dieſem Falle und drang nun auf die freundſchaftlichſte Weiſe in mich, ihm zu geſtehen, auf welche Art ich das bewerkſtelligen wollte. Es wäre genug, wenn ich nur die Möglichkeit erwieſe und er verſicherte

Digitized by Google

mich im Namen des Gouverneurs, daß ich vor jeder Ahndung ſicher wäre. Bald trat auch dieſer, nach dem geſchickt worden war, in mein Gefängniß und wiederholte mir dasſelbe. Nun konnte meine Eitelkeit nicht länger widerſtehen, ich warf ihnen auf einmal alle meine Feſſeln vor die Füße, öffnete mein Loch, gab ihnen mein Gewehr und nnd alle meine Inſtrumente, auch zwei Schlüſſel zu den Ausfallthüren in den unterirdiſchen Gallerien. Dann ſagte ich ihnen jeden Schritt, den ich inwendig zur Thüre in jedem Wall zu gehen hatte, endlich entdeckte ich ihnen auch, daß ich bei Kloſter Bergen auf jeden Wink zwei Pferde bereit habe. Sie verwunderten ſich über alle Maßen, ſprachen mir Troſt zu und führten mich ohne Feſſeln in das Zimmer des wachhabenden Offiziers. Auf den Abend kam der Major zu uns, gab uns ein herrliches Souper und verſicherte, Alles werde gut gehen, der Gouverneur habe bereits nach Berlin geſchrieben. Schon am Morgen des folgenden Tages aber ſah ich, wie grauſam ich getäuſcht war. Zwei Grenadiere traten in das Offizierzimmer als Schildwachen, die ganze Wache lud ſcharfe Patronen vor meinen Augen, dann mußten ſogleich eine Menge Menſchen an meinem Kerker arbeiten. Indeſſen waren die wachhabenden Offiziere immer ſehr freundlich gegen mich, wir aßen zuſammen, zwei Mann blieben beſtändig bei uns im Zimmer, folglich mußten die Unterredungen ſehr behutſam geführt werden. So ging es durch acht Tage fort, da war der neue Bau fertig, der Platzmajor

erſchien und ich wurde wieder in meinem Kerker zurückgeführt. Hier ward ich mit einem Fuße an die Mauerkette befeſtigt, die aber zweimal ſo ſchwer, als die vorige war. Die übrigen Feſſeln wurden mir jedoch nicht wieder angelegt. Der Fußboden war nunmehr mit großen Quaderſteinen ausgepflaſtert und folglich das Gefängniß wirklich undurchdringlich gemacht. Bloß das Geld, welches in den Thürgerüſten und in den Ofenröhren verſteckt war, blieb gerettet; ungefähr 30 Louisdor's, die ich am Leibe trug, wurden mir weggenommen. Ich tobte und ſchimpfte, man achtete jedoch nicht darauf und ſo ſaß ich denn vom Neuen in meinen Kerker und mußte nun auch jede Hoffnung aufgeben, mich daraus befreien zu können.

Troſtlos blieb ich fortan in mich verſunken, von meinem Freunde dem Lieutenant, der mir Hilfe verſprochen hatte, hörte ich nichts wieder. Ob ihn vielleicht ſein Entſchluß gereut, ob er zu verzagt zur Ausführung oder daran gehindert worden, iſt mir unbekannt. Der Friede war bereits ſeit 9 Monaten geſchloſſen und noch erfolgte nichts Tröſtliches für mich. Eben aber, da ich mich ſchon ohne Rettung verloren glaubte, nahm mein Schickſal plötzlich und unverhofft eine günſtige Wendung. Eines Nachmittags raſſelten auf einmal meine Thüren, ich erblickte den Kommandanten, dann drängte ſich ein Schwarm Menſchen herein, die

Digitized by Google

mich Alle mit heiterem, lachenden Geſichte anblickten. Ich war erſtaunt. Da ſprach der Kommandant: „Mein lieber Trenck! ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu bringen. Der König hat erlaubt, Ihnen die Feſſeln abzunehmen. — Sie werden auch ein beſſeres Zimmer erhalten.“ — Ich fiel ihm freudetrunken in die Rede: „Ich bin gewiß in Freiheit und ſie wollen mir nur die Freude nicht auf einmal beibringen. Sagen Sie mir nur die reine Wahrheit, ich weiß mich zu mäßigen.“ — „Ja,“ war die Antwort, „Sie ſind frei, ich wünſche Ihnen Glück.“ Mein Entzücken kannte keine Gränzen. Sobald der Schmid mit dem Abnehmen der Feſſeln fertig war, führte man mich auf die Wache in das Offizierszimmer. Hier wünſchte mir Jedermann vom Herzen Glück und der Platzmajor ließ mich den gewöhnlichen Eid der entlaſſenen Staatsgefangenen ſchwören, der in folgenden Punkten beſtand: „1. Daß ich mich an Niemand rächen wolle. 2. Daß ich weder die ſächſiſche noch die preußiſche Gränze mehr betreten ſolle. 3. Daß ich von Nichts, was mit mir geſchehen, weder ſprechen noch ſchreiben, und 4. daß ich, ſo lange der König lebe, keinem Herrn weder im Civil noch Militär dienen wolle.“

Nun war ich frei, ging überall ſpazieren in den Werken, um mich an Licht und Luft zu gewöhnen und ſuchte auch das in meinem Kerker noch verſteckte Geld zuſammen, das noch gegen 70 Dukaten betrug. Die ganze Wache ward herr-

Digitized by Google

lich von mir traktirt. Jeden Mann gab ich einen Dukaten, den Schildwachen die eben auf dem Posten standen, als ich frei ward, jedem 3 Dukaten, unter die abgelöste Wache vertheilte ich 10 Dukaten und dem eben wachhabenden Offizier schickte ich nachträglich ein Geschenk. Den Ueberrest meines Geldes schenkte ich dem Weibe meines ehrlichen Grenadiers Gefhardt, da dieser einstweilen gestorben war und sie meinetwegen in Untersuchung kam und zwei Jahre im Zuchthause zubringen mußte. Am folgenden Morgen hatte ich Besuch von allen Stabsoffizieren der Garnison. Gegen Abend erschien Graf Schlieben, derjenige Lieutenant von der Garde, welcher die Ordre zu meiner Befreiung überbracht hatte, mit dem Wagen, der mit vier Postpferden bespannt war und wir fuhren, nachdem ich einen wirklich zärtlichen Abschied genommen hatte, endlich zum Thore hinaus. Mein Gefängniß hatte 9 ganze Jahre, 6 Monate und einige Tage gedauert rechne ich dazu den Arrest in Glatz von 17 Monathen, so habe ich in Allem 11 Jahre und zwar die beste Zeit, den Kern meines Lebens, im Kerker geschmachtet."

Nachdem nun Trenck glücklich aus seinem Kerker befreit ist, wollen wir ihm die Feder wieder aus der Hand nehmen, da er in Erzählung seiner weiteren Schicksale so weitläufig, bitter und hämisch wird, daß sich seine Selbstbiographie nicht ohne einen unwillkürlichen Widerwillen lesen läßt. Bei seinem

Digitized by Google

Gemüthszuſtande iſt es auch erklärlich. Das Gefühl der Freiheit machte ihn ſogleich übermüthig, aufbrauſend und er wollte nicht nur phyſiſch in ſeinem Kerker, ſondern auch moraliſch im geſellſchaftlichen Verhältniß immer mit dem Kopf durch die Wand; ſah allenthalben Neider, Feinde und Verfolger, und bemerkte nicht, daß er den Anſtoß zu allen mißlichen Verhältniſſen, in die ihn ſein Ungeſtüm brachte, in ſich ſelber trage. Nun zu ſeiner weiteren Geſchichte. Den 2. Jänner 1764 kam er nebſt dem Grafen Schlieben glücklich in Prag an. Er wurde dem dortigen Gouverneur übergeben und von ihm äußerſt gütig empfangen, auch erhielt er 3000 Gulden von ſeinem Gelde. Nachdem er ſich einige Tage in Prag aufgehalten hatte, brachte eine Eſtafette von Wien den Befehl, ihn als Arreſtant unter guter Bedeckung nach Wien zu bringen. Dieſer Befehl, worüber ſich Trenck gar ſo ſehr ereifert, mag ſeine guten Gründe gehabt haben. Er ſelbſt läßt vermuthen und aus ſeinem Charakter iſt mit noch mehr Gewißheit zu entnehmen, daß er bei jeder Gelegenheit die entſetzlichſten Drohungen und Schmähungen gegen den König von Preußen ausſtieß. Man konnte alſo mit Recht fürchten, daß er in ſeiner Tollkühnheit und Rachſucht einen ärgerlichen Auftritt mit dem preußiſchen Geſandten verurſachen werde. Oeſterreich war in Frieden mit Preußen, und damals hatte eben die römiſche Königswahl Statt, was dieſe Befürchtung um ſo bedenklicher machte. Indeſſen war es auch mit

Digitized by Google

dieſer Verhaftung nicht gar ſo arg, denn bald nach ſeiner Ankunft in Wien wurde er wieder in Freiheit geſetzt, und erhielt ſogar den Charakter eines Majors in Penſion, womit er freilich abermals nicht zufrieden war. Daß man übrigens vollgiltige Urſache haben mußte, mit ſeinem Betragen unzufrieden zu ſein, davon gibt wohl der Umſtand hinlänglichen Beweis, daß er einen Revers unterſchreiben mußte, ſich nicht in Wien aufzuhalten. Unter der Regierung der großen Kaiſerin Maria Thereſia, dieſes Muſterbildes von Weisheit und Güte, ja überhaupt in Oeſterreich, iſt es ganz undenkbar, daß eine ſolche Bedingung ohne die vollgiltigſte, gegründetſte Urſache gemacht worden wäre. Er erwartete ſich aber wenigſtens den Generalscharakter, wofür? — das ſagt er freilich nicht. In ſeinem Mißmuth aber beſchloß er nun, Oeſterreich wieder zu verlaſſen und war ſchon im Begriff, ſeinen Entſchluß auszuführen, als er auf's Neue von einer ſchweren Krankheit befallen wurde, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Sobald er wieder hergeſtellt war, trachtete er ſobald als möglich von Wien wegzukommen, doch ließ er ſich gerne gefallen, manchmal in große Geſellſchaften gezogen zu werden, und ſelbſt bei Hofe aufzuwarten, ſo bittere Bemerkungen er ſich hintendrein auch erlaubte. Als Feldmarſchall Loudon 1765 nach Aachen reiſ'te, um die Bäder zu gebrauchen, wollte ihn Trenck dahin begleitet haben und mit ihm auf die Nachricht des Todes Kaiſer Franz I. zurückge-

Digitized by Google

kehrt ſein. Vorſichtig aber bedient er ſich ſelbſt nur der Ausdrücke: „Ich folgte ihm in ein Paar Tagen nach — ich folgte ihm auf dem Fuße.“ In Aachen wurde er indeſſen von den Feſſeln einer, dießmal ſoliden und legalen Liebe umwunden, denn da ihm bei ſeiner Rückkehr nach Wien eine Partie mit einer reichen Witwe angeboten wurde, ſchlug er dieſelbe mit der Aeußerung aus, daß er bereits in Aachen gewählt habe. Im Dezember 1765 kehrte er auch dahin zurück und vermählte ſich bald darauf mit der jüngſten Tochter eines ehemaligen regierenden Bürgermeiſters, Namens de Bröe, der jedoch ſchon geſtorben war, und wobei er abermals mit beſonderem Gewichte den Umſtand hervorhebt, daß ſie aus altadeligem Geſchlechte ſtammte, da in Aachen nach den Fundamentalgeſetzen der erſte regierende Bürgermeiſter jederzeit von gutem alten Adel ſein müſſe und nur der zweite aus dem Bürgerſtande gewählt werde. Bei dieſer Gelegenheit hält er auch ſeiner Frau eine feurige Lobrede, daß ſie nämlich gleich ihm im größten Theile Europa's bekannt war, und ſich allenthalben des rühmlichſten Beifalls erfreut habe. Sie war jung und ſchön, tugendhaft und redlich, gebar ihm 11 Kinder, wovon 8 am Leben blieben und erzog ſie rühmlich, wie es einer guten Mutter zuſteht. Bei der Geburt ſeines erſten Sohnes hatte er den ſonderbaren Einfall, Kaiſer Joſeph II. zum Pathen zu wählen, ohne dieſen Monarchen jedoch früher um ſeine Einwilligung zu bitten,

Digitized by Google

ihn auch Joseph taufen zu lassen und den Obersten Rippenda frischweg zum Stellvertreter des Kaisers zu wählen, dann erst nachträglich dem Kaiser die ganze Geschichte zu schreiben. Der milde und menschenfreundliche Monarch ließ die Sache gut sein, um ihm die Freude nicht zu verderben, machte ihm aber zugleich zu wissen, daß er aus erheblichen Ursachen seine Gage künftig nicht in Wien, sondern in Brüssel zu beziehen habe — vermuthlich um den leidenschaftlichen Herrn Major so wenig als möglich Anlaß zur Korrespondenz zu geben. Wegen einer suspekten Wechselgeschichte, die ihm einen Prozeß zuzog, den er aber endlich mit großen Kosten gewann, mußte er noch einige Reisen nach Wien machen, in Aachen aber verlegte er sich mit aller Gewalt auf die Schriftstellerei und rühmt, daß er darin wirklich Epoche gemacht habe. Besonders macht er viel Aufhebens von seinem Epos: „Der macedonische Held", welcher in Deutschland so bekannt sein sollte, als der Eulenspiegel. Diese universelle Berühmtheit muß aber sehr temporär gewesen sein, da heut zu Tage gewiß äußerst Wenige sind, welche sich des Glückes erfreuen, dieses merkwürdige Gedicht auch nur dem Namen nach zu kennen.

Allgemach warf sich nun Trenck endlich auch auf eine solide Beschäftigung und fing einen Handel mit ungarischen Weinen nach England, Frankreich

und Holland an. Dadurch hatte er Gelegenheit, alle Jahre große Reisen zu machen und sich Freunde und Bekannte zu erwerben. Die Engländer suchten ihn besonders wegen ihrer Jagdlust auf und kamen aus London mit Hunden und Jagdpferden, um bei ihm (in Aachen?) Wölfe und wilde Schweine zu jagen, die es in ihrem Vaterlande nicht gibt. Dagegen brachte er wieder oft ganze Sommer auf ihren Landgütern in England, Schottland und Ireland zu, und lernte die Nation, auch den ganzen Staat gründlich kennen. Bei Gelegenheit seiner Jagdzüge kam er mit einem Baron von Blankart, eines kleinen Bezirkes wegen, in Streit. Das Recht war natürlich ganz auf Trenck's Seite. Er forderte ihn also frischweg auf Pistolen und Säbel heraus, wie erstaunte er aber, da er zur bestimmten Stunde von nur zwei Jägern und zwei Freunden begleitet, auf dem streitigen Platz erschien, denselben mit mehr als 200 bewaffneten Bauern besetzt zu finden. Er schickte aber dennoch einen Jäger hinüber, und ließ der feindlichen Armee bedeuten, wenn sie nicht Platz mache, so würde er Feuer geben. Es war im August, der Tag war schön und hell, aber die Götter wissen ihren Lieblingen zu helfen. Plötzlich verfinsterte sich die Luft, ein dichter, undurchdringlicher Nebel brach heran und der Jäger kam mit der Nachricht davon, daß Alles in der größten Bestürzung davon gelaufen sei. Trenck benützte den günstigen Augenblick, rückte heran, ließ feuern und marschirte bis auf das Schloß seines Gegners, wo er zum

Triumphe das Jagdhorn auf dem Hofe blasen ließ. Die Feinde schoßen ihrerseits ebenfalls, der Nebel hinderte aber, daß Jemand gesehen und folglich getroffen werden konnte. Dadurch kam Trenck abermals zu dem wohlfeilen Ruhm, für einen Zauberer gehalten zu werden, der sich durch Nebel unsichtbar machen könne, und mehr als 200 Augenzeugen sollen auf diesen Umstand geschworen haben. Durch ein jetzt sehr bekanntes Taschenspielerstück vermehrte er noch diesen Ruhm und die allgemeine Furcht. Er ließ nämlich einigen seiner Jagdgefährten geschickt die Ladung aus den Flinten ziehen und diese blos blind laden. Einige kennbare Kugeln und gehacktes Blei hatte er schon vorher in die Tasche gesteckt. Nun forderte er die Gesellschaft auf, ihre Flinten auf ihn abzufeuern und erbot sich, die Kugeln mit der Hand aufzufangen. Anfangs wollte Niemand daran, da aber ein von ihm in das Geheimniß gezogener Jäger den Anfang machte, schossen Alle, Einer nach dem Andern, auf ihn. Natürlich blieb er unbeschädigt, trat dann vor und zeigte ihnen triumphirend einige Kugeln und gehacktes Blei, das er in der Hand hielt und ihr Erstaunen war ohne Gränzen, so wie seine Schwarzkünstelei außer Zweifel, welcher Ruf ihm bei mehren Gelegenheiten sehr willkommene Dienste geleistet haben soll.

Im Jahre 1772 gerieth er mit der belgischen Geistlichkeit, die er bei aller Gelegenheit in seinen

Digitized by Google

Schriften auf die empörendſte Weiſe angriff und beleidigte, in arge Händel. Das Volk wurde gegen ihn aufgebracht und tauſend Anſchläge wurden gemacht, ihn zu verderben, doch überall ging er, obſchon mit mehreren Püffen und Steinwürfen, als Sieger hervor. Kurz, es war ihm nicht möglich, ein ruhiges friedliches Leben zu führen, er mußte ſich in Alles miſchen und Jedermann gegen ihn aufreizen. Am Ende miſchte er ſich ſogar nach dem Tode des Königs Adolph Friedrich von Schweden (1771) in politiſche Händel, zu deren Tummelplatz er die Aachner Zeitung wählte und nun wurde, da ſeine Umtriebe zu großes Skandal verurſachten, von dem Magiſtrate gerichtlich gegen ihn verfahren, und da er durchaus nicht zu zähmen war und ſelbſt die Gerichtsverordneten mißhandelte, ſo ſah ſich der Magiſtrat endlich gezwungen, eine förmliche Klage an den Reichshofrath in Wien zu erheben. Trenck reiſ'te nun ſelbſt nach Wien, ſuchte dort mit Hartnäckigkeit und Trotz ſeine angeblichen Rechte zu behaupten, erhielt aber den billigen und allerdings ſehr gemäßigten Beſcheid: „Dem Begehren des Supplikanten kann nicht Statt gegeben werden," worüber er abermals tobte und wüthete und wieder nach Aachen zurückreiſ'te, wo unterdeſſen ſeine Frau 300 Goldgulden Strafe hatte erlegen müſſen, weil er als angeſeſſener Bürger nicht auf die Citation des Magiſtrates erſchienen war. Darauf wurde er noch obendrein wegen einer dubioſen Handſchrift, die ein gewiſſer Poſtmeiſter Heinsberg in Aachen von ihm über 1000

Digitized by Google

Reichsthaler wegen Weinverrechnung in Händen hatte, in einen Prozeß verwickelt, den er in allen Instanzen nach Recht und Gerechtigkeit verlor, fortwährend aber über erlittenes Unrecht schrie und tobte. Nun hatte er endlich seinen Aufenthalt in Aachen satt und brachte die Jahre 1774 bis 1777 mit Reisen in allen englischen und französischen Provinzen zu. Nach seiner bescheidenen Angabe wurde er durch seine Schriften allenthalben so bekannt, daß er sich in London und Paris hätte für Geld sehen lassen können. Diesen letzten Umstand wollen wir auch durchaus nicht in Zweifel ziehen und selbst für Zuseher in anderen Orten als London und Paris bürgen, nur brauchte es nicht etwa seiner Schriften wegen zu seyn, er hatte andere Eigenschaften genug an sich, sich für Geld sehen zu lassen, nur mußte man vorher für gehörige Verwahrung sorgen. Auch wurde auf diesen Reisen der berühmte Franklin sein Busenfreund und sowohl dieser, als der französische Kriegsminister Graf Saint Germain, wie nicht minder der Staatsminister Vergennes machten ihm die vortheilhaftesten Vorschläge, nach Amerika zu gehen; die Rücksicht für Frau und Kinder hielten ihn aber zurück, sonst, so behauptet er zuversichtlich, würde er gewiß sein Glück in einem andern Welttheile besser, als in Europa, gemacht haben.

Digitized by Google

Indeſſen hatte er ſeinen Weinhandel immer mit gutem Erfolge fortgeſetzt, ſo daß er bereits in London, Paris, Brüſſel, im Haag und in Hamburg Magazine, und gegen 40,000 Gulden gewonnen hatte. Auf einmal zeigte ihm das Glück wieder die Kehrſeite, die Erzählung dieſer Calamität aber wollen wir wieder mit ſeinen eigenen Worten geben, da nur dieſe die gehörige Kraft dazu beſitzen und unſere Gedanken dabei doch ungehemmt bleiben. Nun erhält auch England ſeinen Theil. „Ich war eben," ſo ſpricht er, „perſönlich in London, als ich durch einen Betrüger (in London Swindler genannt) ſo ſchändlich berückt wurde, daß ich auf einmal 1800 Guineen auf eine Art verlor, deren treue Erzählung der Nation wenig Ehre macht. Die Schuld lag eigentlich an meinem Schwager *), dem Bruder meine Frau, einem jungen Menſchen, der die Weine verabfolgen ließ, ehe er das Geld in den Händen hatte. In England gibt es aber kein Geſetz gegen einen ſolchen Betrug **), Es heißt: „Traue Niemand, ſo wirſt du nicht betrogen werden." Und da ich nun Rath und Hilfe ſuchte, ward ich noch obendrein verſpottet. Ich eilte nun zu dem Lord-Mayor, Herrn John Fielding, dieſer ſagte

*) Eine ſonderbare logiſche Folge. Wenn der Schwager daran Schuld war, warum ſchmäht er die ganze Nation deßwegen?

**) Die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Behauptung wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen.

Digitized by Google

mir, er wiſſe ſchon durch ſeine Kundſchafter, daß ich von Swindlern betrogen worden ſei. Er wiſſe auch die Häuſer ſchon, wo mein Wein vertheilt wäre, er wolle mir daher ſtarke Hilfe von der Polizei mitgeben, um wieder zu nehmen, was ich finden konnte. Er gab mir nun einen ſogenannten Konſtabel oder Polizeioffizier mit 6 Untergebenen mit, und befahl ihnen zu thun was ich fordern würde. Ich wußte aber nicht, daß er ſelbſt ſchon 200 Bouteillen von meinem beſten geraubten Tokayer in ſeinen Keller liegen und den Raub getheilt hatte *). Ich hatte zum Glück raſende Kopfſchmerzen und konnte nicht mitgehen; ich gab alſo meinem Schwager den Auftrag, der auch beſſer engliſch ſprach als ich. Dieſen führte nun der Polizeidiener an das Haus eines Juden und ſagte zu meinem Schwager: „Herr! in dieſem Hauſe ſind die Weine verſteckt.“ Die Hausthüre war aber feſt verſchloſſen. Der Konſtabel ſagte nun: „Stoßen Sie die Thüre auf, mein Herr“ — und gleich war ſie offen. Der Jude kam im verſtellten Schrecken herbei gelaufen und fragte: „Was wollt ihr, meine Herrn?“ — Mein Schwager

*) Wir fühlen uns eben nicht verſucht, für Herrn John Fielding Lanzen zu brechen, allein Lichtenberg beſchreibt ihn in ſeiner geiſtreichen Erklärung der Hogarth'ſchen Kupferſtiche als einen höchſt ehrlichen Mann, und wir fühlen uns verſucht, Lichtenberg mehr Glauben zu ſchenken, als Seiner Hochwohlgeboren.

Digitized by Google

ſagte: „Ich will meine geſtohlenen Weine.“ Der Jude erwiederte: „Was euch gehört, das könnt ihr nehmen, thut mir aber keine Gewalt, denn ich habe den Wein gekauft.“ Mein Schwager geht nebſt der Polizei in das Gewölbe und findet daſelbſt einen großen Theil meiner Weine. Er nimmt Wagen und ſchickt dieſelben in meine Wohnung. Auf eben die Art führte ihn die Polizei in ein anderes Judenhaus. Es geſchieht daſſelbe, und ſo kommt mein Schwager mit den Weinen fröhlich zu mir. — Am folgenden Tage aber kommt derſelbe Konſtabel und ſagte, er habe mit meinem Schwager zu ſprechen. Er geht mit ihm unter dem Vorwande fort, daß er zu Herrn Fielding kommen ſolle. Kaum iſt er aber auf der Straße, ſo berührt er ihn mit dem weißen Stabe, das Zeichen der Verhaftung, dem ſich in England Niemand widerſetzen darf, und ſchleppte ihn in das Gefängniß. Ich ſah aus dem Fenſter dem Spektakel zu und konnte nicht helfen. Sogleich fuhr ich aber zu Herrn Fielding und fragte, was dies zu bedeuten habe. Dieſer ſagte mir nun im Richtertone, mein Schwager ſei wegen Raub und Felonie angeklagt und auch ſchon überwieſen, da die Juden geſchworen, ſie hätten dieſen Wein von mir gekauft. Es ſei meine Schuld, daß ich mich nicht hatte bezahlen laſſen. Mein Schwager hätte noch obendrein die Thüren aufgeſprengt und den Wein mit Gewalt weggenommen. Dies ſei legal erwieſen, folglich ein offenbarer gewaltſamer Einbruch. Er rieth mir, in Eile 1000 Guineen Caution für meinen Schwager

Digitized by Google

zu erlegen, daß er sich bei der Kingsbench oder dem Obergerichte auf jedesmaliges Begehren zur Verantwortung stellen würde, sonst sei sein Prozeß bald gemacht und er werde in wenigen Tagen gehangen. Man urtheile, wie mir zu Muthe ward. Ich eilte zu einem Advokaten, der mein Freund war, dieser ertheilte mir den nämlichen Rath, ich ging zum Lord-Oberrichter, — gleichen Bescheid. Ich suchte alle meine großen Freunde auf, welche Parlamentsmitglieder waren, Alle lachten, daß ich mich hatte betrügen lassen und in London Handel treibe, ohne die Gesetze zu kennen. Einer sagte sogar: „Geben Sie sich zufrieden und schicken Sie andere Weine nach London, wir wollen sie so gut bezahlen, daß Sie sich bald von Ihrem Schaden erholt haben werden." Ich glaube auch, daß dies der Fall gewesen wäre, ich hätte aber den Vorschuß nicht dazu *). So ging ich denn zu meinen Weinhändlern, wo ich noch einen Vorrath von mehr als 1000 Guineen an Weinen liegen hatte. Diese stellten die Caution und binnen vier Tagen war mein Schwager in Freiheit. Mittlerweile hatte Fielding die Polizei nebst den Juden in mein Haus geschickt, meine Weine wegführen lassen, und sie den Juden, als ein ihnen geraubtes Gut zurückgegeben, die noch obendrein drohten, mich als den Hehler des ihnen geraubten Weines

*) Wo blieben die Magazine in Paris, Brüssel, Haag und Hamburg?

arretiren zu laſſen. Ich eilte daher ſchnell aus London nach Paris, wo ich in Eile meinen ganzen Weinvorrath um den halben Preis verkaufte, meine Wechſel damit deckte und ſo dem ganzen Weinhandel ein Ende machte. Im November ſchickte ich meinen Schwager nach London zurück, um den Prozeß zu führen. Allein die Swindler hatten ſich aus dem Staub gemacht, der Advokat forderte 100 Pfund, um den Prozeß zu führen und mein Schwager kehrte leer zurück. Die Weinhändler aber behielten für die geleiſtete Kaution alle meine Weine, machten mir eine ungeheure Koſtenberechnung und Alles war verloren."

Nachdem Trenck noch verſchiedene Händel in Aachen ausgefochten, wobei er natürlich jedesmal der Gekränkte geweſen war, und ſiegend beſtanden hatte, kam 1776 der berühmte preußiſche Staatsminiſter, Graf von Herzberg dahin, um die Bäder zu gebrauchen. Trenck genoß die Ehre ſeiner Bekanntſchaft und ſeines Umganges und dieſer verſprach auch, in Preußen für ihn zu wirken. Noch hatte Trenck viele Abenteuer mit den Spielgeſellſchaften in Aachen, Lüttich und Spaa, denen er kräftig entgegen trat, und in mancherlei Unannehmlichkeiten dadurch verflochten ward. Endlich wurde er es müde in Aachen zu leben und reiſ'te wieder nach Wien, um ſich in Oeſterreich ein Landgut zu kaufen, und daſelbſt in gänzlicher Entfernung von allen Welthändeln die

Digitized by Google

wahre Ruhe des Weisen zu genießen, seine Talente aber allein der Landwirthschaft zu weihen. Diesen Vorsatz führte er auch sobald als möglich aus und kaufte die Herrschaften Zwerbach und Grabeneck nebst dem Amte Knocking und dem freien Sinzenhofe in der Gegend von Melk für 51,000 Gulden. Er lebte mit seiner Familie längere Zeit ruhig in Zweebach, besuchte auch mit seiner Frau von Zeit zu Zeit Wien und behauptet, dort immer sehr gut aufgenommen worden zu seyn. Der Tod der Kaiserin Maria Theresia machte ihm aber, seiner Angabe nach, einen neuen Strich durch die Rechnung, da diese Monarchin besonders seine Frau sehr in Protection genommen hatte, und er sich große Aussichten von ihrer Huld versprach. Bei Kaiser Joseph verlor er vollends sein Latein und mit welchem vollen Rechte, läßt sich aus folgender Angabe schließen: Sein Vetter, der Pandurenoberst, hatte in seinem Testamente eine Fondation von 36,000 Gulden für die Armen in Bayern errichtet, die durch ihn und seine Panduren unglücklich wurden. Trenck griff nun diese Verfügung, die so manche bittere Thräne der Unglücklichen getrocknet haben mag, wenn sie überhaupt wahr ist, mit dem ihm eigenen Ungestüme an, und behauptete, ihm und seiner Familie gebühre dieses Vermächtniß und nicht den Armen. Ganz natürlich erfolgte darauf der gerechte und billige Bescheid: „Das Begehren des Supplikanten findet keine Statt.“ Trenck aber wüthete abermals

Digitized by Google

darüber. Bei seiner Landwirthschaft zeigte sich auch kein Gedeihen. Binnen sechs Jahren erlitt er zweimal totalen Hagelschlag, ein Jahr Mißwachs und sieben Ueberschwemmungen, Schafseuchen und noch andere Widerwärtigkeiten. Die Herrschaft hatte er im Zustande des Verfalles übernommen, was er freilich schon Anfangs wissen mußte; er mußte gleich Teiche reinigen, das Schloß bewohnbar herstellen, drei Meierhöfe in Stand setzen, Vieh- und Wirthschaftsgeräthschaften ꝛc. anschaffen. Dadurch verarmte er nach und nach und schimpfte und tobte gegen Oesterreich und den Hof, als ob diese irgendwie die Ursache seiner Mißgeschicke wären. Bald wünschte er auch Gelegenheit, sich so weit als möglich zu entfernen; sehr natürlich, da er nie lange an einem Orte aushalten konnte, wo es still und friedlich zuging.

Den 22. August 1786 erfuhr Trenck endlich die Nachricht, daß König Friedrich II. gestorben sei, und nun eröffneten sich ihm auf einmal neue, erfreuliche Aussichten. Dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. hob sogleich die bis hierher verhängte Konfiskation auf, und ertheilte Trenck die Erlaubniß, sich nach Preußen zu begeben. Er reis'te sogleich dahin ab und betrat Berlin wieder, nachdem er es seit einem Zeitraum von 42 Jahren nicht gesehen hatte. In Berlin und Preußen überhaupt, wurde er, seiner Angabe nach, mit allgemeiner Achtung und Theilnahme aufge-

Digitized by Google

nommen, vom Grafen Herzberg mit Zuvorkommenheit überschüttet, und vom König Friedrich Wilhelm II. selbst auf das Huldvollste empfangen, auch bei allen einheimischen und auswärtigen Ministern aufgeführt. Besonders aber sollen die Einwohner Berlin's ganz entzückt über seine Anwesenheit gewesen seyn, und wenn man nur sagte: „da kommt der Trenck," versammelte sich gleich ganze Haufen, man reichte ihm die Hände und rief ihm ein herzliches: „Willkommen im Vaterlande," zu. Die Prinzessin Amalia, Schwester des großen Friedrich's, nahm ihn ebenfalls auf das Gnädigste auf, und versprach, für seine Kinder zu sorgen. Ihr baldiger Tod aber zerstörte diese Aussicht. Dem ungeachtet schien trotz aller dieser günstigen Aspekten Niemand dessen bleibenden Aufenthalt in Preußen zu begehren, denn er reis'te schon nach einer kaum zweimonatlichen Anwesenheit wieder von dort ab, begab sich nach Königsberg, wo er seinen von vier Geschwistern noch allein lebenden Bruder besuchte und auf dessen Gute sechs Wochen in trautem Familienkreise verlebte. Sodann kehrte er nach Wien zurück, nachdem ihm der König eine Pension von 1200 Thalern bewilligt hatte. Seine konfiscirten Güter erhielt er jedoch nicht wieder zurück.

Bei dieser Gelegenheit macht uns Trenck mit den weiteren Schicksalen seines Gefährten bei der Flucht aus Glatz, des Lieutenants Schell bekannt,

Digitized by Google

über welche er uns früher im Dunkeln gelaſſen hatte. Wir verloren ihn zu Wien aus den Augen. Schell trat in öſterreichiſche Dienſte und ging als Oberlieutenant zur Armee nach Italien ab. Würdig Trencks Genoſſe zu ſein, verſpielte er Geld, Uhr und Equipage. Trenck verſorgte ihn abermals mit Geld, er verſpielte es aber wieder, griff die Kompagnie-Gelder an, deſertirte und ging zu den Venetianern über, wo er unter dem Namen Leſch, Korporals-Dienſte annahm. Kaum war er aber Offizier geworden, als er auch dieſen Dienſt wieder verließ, und in Modena gemeiner Musketier wurde. Abermals zum Lieutenant avancirt, deſertirte er wieder und trat als gemeiner Soldat in ſardiniſche Dienſte, worin er es endlich nach mehrjähriger Dienſtleiſtung nicht weiter als bis zum Fähnrich brachte. Die letzte Nachricht von ihm erhielt Trenck aus Novara, nachdem er ihn ſchon mehrere Jahre für todt gehalten hatte. — Nach dieſer nothwendigen Abſchweifung kehren wir wieder zu Trenck's eigener Geſchichte zurück. Er kam im Jahre 1787 nach Wien zurück und präſentirte ſich dem Kaiſer Joſeph. Dieſer große Menſchenkenner aber durchſah den überſpannten und überſprudelnden Abentheurer zu ſehr, als daß er ein anderes Gefühl für ihn hegen konnte, als Abſcheu und Verachtung und es iſt ein neuer Beweis, daß Joſeph wahre Religion liebte und achtete und nur den Mißbrauch verabſcheute, daß er Trenck's unſinniges Wüthen und Läſtern gegen Religion und Geiſtlichkeit im höchſten Grade

mißbilligte und ihn ein für allemal vom Hofe entfernte. Dafür spie Trenck Wuth und Galle und stieß so entsetzliche und abscheuliche Lästerungen gegen den Monarchen aus, daß er es nur der allbekannten Langmuth des österreichischen Kaiserhauses zu danken hatte, daß ihm nicht in Oesterreich ein bei Weitem härteres und ohne Zweifel auch noch viel verdienteres Schicksal traf, als jenes in Preußen. Er blieb aber in seinem Zwerbach unangefochten und bezog noch immer seine Pension. Joseph hat sich nie durch gemeine Rache gegen unbändiges Schreien entwürdiget. Seine Thaten und sein Bewußtsein erhoben ihn weit über das Gelärme wahnberauschter Hitzköpfe. Lange aber hielt es Trenck in seiner Einsamkeit nicht aus, wo er seine heimliche Wuth nur dem Papiere anvertrauen und schlechte Gedichte machen konnte, die nun längst vergessen sind, auf welche er sich aber unendlich viel zu Gute that, da er derselben und ihrer allseitigen freudigen Aufnahme bei jeder Gelegenheit erwähnt. Er reiste also 1788 nach Dresden, wo er wieder außerordentlich gut aufgenommen wurde. Demungeachtet fand er auch daselbst keine bleibende Stätte, und nun faßte er den Entschluß nach Frankreich zu reisen. Die daselbst bereits begonnenen Bewegungen trugen bei seinem unruhigen Geiste nicht wenig zu diesem Entschlusse bei, so wie der Umstand, daß er gehört hatte, man vergöttere ihn fast in Frankreich. Jedermann daselbst, so erfuhr er, hatte seine Geschichte gelesen, man trug Moden à la Trenck, stellte seine Schicksale

auf dem Theater unter ungeheurem Zulaufe vor und ließ seine Wachsfigur allenthalben für Geld sehen. Schon bei seiner Ankunft in Straßburg fand er die Wahrheit dieser Nachrichten bestätiget. Er wurde mit Jubel empfangen, ihm zu Ehren wurden Bälle und Feste veranstaltet und so ging es fort und fort bis nach Paris, wo man ihm sogar den Rath geben mußte, sich nicht auf öffentlichen Plätzen sehen zu lassen, um nicht vom neugierigen Volke umringt, und allenthalben belästiget zu werden. Er erhielt Visiten und Einladungen von allen Großen des Landes, in allen Gesellschaften gab man ihm den ersten Platz und er erhielt auch ungehinderten Zutritt beim König, obschon er gleich darauf wieder sagt, daß der König kein Wort mit ihm gesprochen habe, was er durch den unglaublichen und unmöglichen Umstand erklärt, daß die französische Hofetikette erfordere, der König dürfe mit keinem Fremden sprechen, der ihm von einem Gesandten durch seine Minister präsentirt wird. Bald war er aber wieder in Unannehmlichkeiten und Kalamitäten verflochten und der Mann, der aus (natürlich) Neid und Mißgunst Schuld daran war, war Niemand anders als — Mirabeau, sage Honoré Gabriel Viktor Riquetti, Graf von Mirabeau. — Dieser ließ nämlich aus Gewinnsucht unseres Helden Lebensgeschichte, welche Trenck auf vielfältiges Begehren selbst in's Französische übersetzt hatte, heimlich nachdrucken und erntete somit die Früchte

deſſen Fleißes. Ehe Trenck's Verleger mit der ſeinigen auftreten konnte, von welcher 10000 Exemplare aufgelegt wurden, brach aber die Revolution aus und nun hatten die Leute was Anderes zu thun und zu leſen, als ſich um Trenck's Lebensgeſchichte zu bekümmern und ſo gerieth er den abermals in großen Verluſt. Weitere Machinationen verleideten ihm vollends wieder den Aufenthalt in Frankreich. Der anfängliche Enthuſiasmus mochte ſich auch wieder ziemlich abgekühlt haben und er reiſte wieder ab, nachdem er vorher einen höchſt charakteriſtiſchen Einfall ausgeführt hatte. Er nahm nämlich Päſſe auf den 10. Juni, begab ſich damit außer die Barrieren, kehrte aber heimlich wieder zurück nnd ſah in einem Hauſe inkognito allen Fortſchritten der Revolution zu, ohne ſich für die eine oder die andere Parthei zu erklären. *) Sobald aber der Hauptſchlag entſchieden war, ließ er ſich mitten im Volke ſehen und wurde wie zuvor mit offenen Armen aufgenommen. Demungeachtet aber traute er, damals, dem Landfrieden nicht und reiſte bald darauf, ohne irgend eine Brutus- oder Cato-Rolle geſpielt zu haben, beſcheidentlich nach Deutſchland zurück. Eine herrliche Anekdote, die noch vor ſeiner Ankunft in Deutſchland vorfiel, aber wollen wir mit ſeinen eigenen Wor-

*) Löbliche Vorſicht, obſchon nicht abzuſehen, daß ſeine Erſcheinung eben für eine oder die andere Parthei hätte den Ausſchlag geben ſollen.

Digitized by Google

ten wiedergeben, indem dadurch seine so viel gerühmte Karakterfestigkeit und sein bei jeder Gelegenheit so hochgepriesener Patriotismus in dem schönsten und grellsten Lichte erscheint:

„Noch eins muß ich hier bemerken, welches meines Schicksals Tücke bestätiget. Eine Dame aus der Normandie, die eine einzige Tochter von 16 Jahren, schön und wohlerzogen hatte, und die zugleich ein väterliches Vermögen von 80,000 Livres Einkünften wirklich besaß, war für mich so eingenommen, daß sie mir dieselbe für meinem ältesten Sohn antrug und ihr Ehrenwort darauf gab. Ich schrieb es ihm nach Wien und rieth ihm, dort zu quittiren und eiligst zu mir zu kommen. Er gab mir aber zur Antwort: Er könne sich unmöglich dazu entschließen, da er in Oesterreich mit seinem Glücke zufrieden sei, im Regimente geliebt werde und seinem Kaiser mit Eifer und Treue dienen wolle. Eben den Antrag machte ich meinem zweiten Sohne, der in preußischen Diensten stand. Auch dieser erklärte, er wolle sich ewig nichts anderes bestreben, als ein guter preußischer Offizier zu bleiben, es gefalle ihm so gut, daß er kein anderes Glück wünsche.“

Diese Antworten geben den Söhnen Trenck's jedenfalls das herrlichste Zeugniß und auch den Beweis, daß sie den Herrn Papa und seine Gesinnungen wohl durchsahen aber zu ihrer Ehre nicht theilten. Am komischesten ist aber seine Jeremiade über diesen ehrenvollen Ungehorsam. Dieselbe lautet wie folgt:

Digitized by Google

„So geht es dem beſten Vater. Er ſeufzt, wenn die ſtürmende Jugend ſich im Soldatenrocke glücklich glaubt und muß mit Wehmuth eine Gelegenheit vorüberrauſchen laſſen, die nicht wieder zu erhaſchen iſt. So war ich auch in Frankreich unglücklich in der Abſicht, meiner Kinder Wohlfahrt zu befördern. Hätte ich aber meine Töchter bei mir gehabt, ich bin gewiß, ſie wären verſorgt, weil im Enthuſiasmus für mich ſich jeder Franzoſe eine Ehre daraus gemacht hätte, mein Schwiegerſohn zu werden. Sie waren aber leider nicht bei mir, *) und der günſtige Zeitpunkt iſt verſchwunden.“

Nach ſeiner Zurückkunft faßte Trenck den vernünftigen Gedanken, an deſſen wirklichen Ausführung wir jedoch jedenfalls billigen Zweifel tragen, ſich in Zwerbach ruhig niederzulaſſen, ſich gar nicht mehr in die Welthändel zu miſchen und allda im Schoße ſeiner Frau und Kinder ſeine letzten Tage zu verhauchen. Aber das leidige Schickſal wollte es abermals anders. Er hatte in Paris das Geld, was er durch ſeine Schriften verdiente, eine ziemlich beträchtliche Summe trotz dem Verluſte durch Mirabeau, dem Banquier Pinet gegen Wechſel auf Wien übergeben. Als er jedoch nach Wien reiſte, dieſelben zu reali-

---

*) Warum nicht geſchwinde holen laſſen? — Ja nur kein Geſchäft verpaſſen. Oder ahnte ihm ſelbſt, daß der große Enthuſiasmus bald wieder verrauchen würde?

Digitized by Google

ſiren, hörte er die Schreckensnachricht, Pinet hätte fallirt und ſich erſchoſſen, folglich ging er wieder leer aus und mußte auf neue Mittel denken, für ſein Haus zu ſorgen, da er obendrein durch eine äußerſt verwickelte Wechſelgeſchichte, bei welcher man bei aller weitläufigen Ausführung unmöglich in's Klare kommen kann, nahmhaften Verluſt erlitt. — Um dieſe Zeit ſtarb Kaiſer Joſeph und Kaiſer Leopold beſtieg den Thron. Nun verfügte ſich Trenck wieder nach Wien, wurde von dem Kaiſer huldvoll aufgenommen, erhielt auch von ihm Aufträge zu verſchiedenen ſchriftlichen Ausarbeitungen und betrug ſich Anfangs ganz zu deſſen Zufriedenheit, um ſo mehr, da Kaiſer Leopold, dem der Aufenthalt in Wien neu war, nichts von Trenck's früheren unruhigen Benehmen wußte. Kaum war dieſer jedoch, wie man zu ſagen pflegt, warm geworden, als ſein unruhiger Geiſt und zwar mit aller Gewalt wieder erwachte. Er begab ſich nach Ungarn, benützte dort einige Mißſtimmungen und machte ſolche Umtriebe und Intriguen, wüthete ſo rückſichtslos gegen Geiſtlichkeit und Religion, miſchte ſich auch unberufen in politiſche Händel, ſo daß er bald von dem vernünftigen Theile der Nation, welche ſtets die große Mehrzahl war, allgemein verhaßt und verabſcheut wurde. Kaiſer Leopold warnte ihn mehrere Male, anfangs gütig, dann ernſter; nichts fruchtete jedoch und endlich mußte Trenck eiligſt Ungarn verlaſſen, um nicht gerechter Rache zum Opfer zu fallen. Nun

Digitized by Google

lebte er wieder einige Zeit in Zwerbach, da er jedoch noch immer nicht aufhörte, zu schmähen und zu schreiben, da er nicht handeln durfte, so wurde ihm 1791 auf kaiserlichen Befehl ein Revers zur Unterschrift zugeschickt, wodurch er sich verpflichten sollte, aller seiner bisherigen Schriftstellerei, welche auf öffentliche Angelegenheiten Bezug nehmen, zu entsagen, und sich forthin in den kaiserlichen Staaten ganz ruhig zu verhalten, wogegen ihm aus kaiserlicher Gnade eine erhöhte Pension zugestanden wurde. Diese wahrhaft gnädige und weit über sein Verdienst gütige Verfügung nahm aber Trenck gewaltig krumm, er unterschrieb zwar den Revers, da er ihm als eine conditio sine qua non vorgelegt wurde, protestirte aber sogleich nach seiner konsequenten Art dagegen und forderte mit ungestümen Worten seinen Abschied, indem er zugleich auf seine Pension verzichtete. Ja er hatte noch obendrein die Kühnheit, nach Ungarn zu reisen, nachdem ihm in dem obigen Reverse der fortwährende Aufenthalt in Oesterreich angewiesen worden war. In Waitzen wurde er jedoch gebührender Maßen arretirt, nach Ofen und dann nach Wien transportirt, wo er Hausarrest in seiner Wohnung erhielt. Bald wurde er jedoch wieder freigelassen und erhielt darauf durch das Generalkommando folgendes Dekret, welches von der Langmuth und so schmählich mißbrauchten Güte des Kaisers den überzeugendsten Beweis liefert: „Ihre Majestät haben dem Herrn Major Baron Trenck auf sein

Anſuchen, die Quittirung der bisher bekleideten Majorscharge, ohne Ausſtellung des ſonſt gewöhnlichen Quittirungsreverſes bewilligt, ſeinem wegen Unterlaſſung der Schriftſtellerei ausgeſtellten Reverſes ihm wieder zurück zu ſtellen entſchloſſen und die bisher genoſſene Penſion von 900 auf 1500 Gulden zu vermehren und dieſelbe ſeiner Frau und ſeinen Kindern ad personam gegen dem zu laſſen genehmigt, daß ſie dieſelbe in Ihrer Majeſtät Ländern genießen." — Selbſt Trenck der Unzufriedene, Unerſättliche, wird dadurch gezwungen auszurufen: „Zeugt dieß nicht, daß der großmüthige Monarch gnädig für mich dachte? Da ich meinen Abſchied forderte und ſtolz auf die Penſion Verzicht leiſtete, vermehrte er dieſelbe noch und gab ſie meinen Kindern." Sogleich aber ſetzt er ſich wieder auf das hohe Pferd, ſpricht viel von ſeinen langjährigen erſprießlichen Dienſten *) und ſeinen gerechten aber unerfüllt gebliebenen Anſprüchen auf die reiche Verlaſſenſchaft ſeines Vetters, deren Grundloſigkeit er doch ſelbſt bei einer früheren Gelegenheit unwillkührlich und unfreiwillig eingeſtehen mußte.

*) Worin beſtanden dieſe? Er trat 1750 in kaiſerliche Dienſte als Rittmeiſter, wohnte einigen Manövers in Ungarn bei, war darauf über 10 Jahre in Preußen, lange in Aachen, reiſte ſtets umher und ſtand nie vor dem Feinde.

Digitized by Google

Müde vom Kampfe, abgeſchreckt durch Erfahrung, aber noch immer fähig zu großen Unternehmungen, wie er ſpricht, entfernte er ſich nun von Wien und entſchloß ſich eine vollkommene Unabhängigkeit zu wählen, wobei der echte Weltkenner Ruhm und den Beifall ſeiner Mitbürger verdienen kann (sic). Bei dem bald darauf erfolgten Tode des Kaiſers Leopold läßt ſich Trenck in lange Lobſprüche über deſſen kurze Regierung ein, und läßt ſich des Breiteren über deſſen milde Geſinnungen und weiſe Mäßigung aus, die allerdings ohnehin weltkundig ſind, von welchen aber in jedem Falle Niemand größere Beweiſe hatte, als Trenck ſelbſt. Er ſchließt mit einer Apologie auf deſſen Thronerben, dem nachmaligen Kaiſer Franz, und hofft nunmehr, zum wievielten Male weiß ich nicht, ſein Leben fortan in Ruhe und Frieden zu vollenden. Daran würde ihn auch wahrſcheinlich Niemand gehindert haben, wäre es ihm nur ſelbſt möglich geweſen, in Frieden und Ruhe zu leben. Sein Ende ſollte jedoch ſo romantiſch-abenteuerlich, wie ſein ganzes Leben ſeyn. Einige Zeit lebte Trenck auch wirklich in Zwerbach ruhig und unangefochten. Sein innerer Trieb jedoch nach Unruhe und politiſchen Ränken, ließ ihn ſelbſt in ſeinem vorgerückten Alter nicht in Frieden. Es mochte ihn auch ärgern, daß ſein einſt ſo viel berühmter Name in Oeſterreich und Preußen allgemach anfing verſchollen zu werden, und daß ſich Niemand mehr viel um den berühmten Magdeburger Gefangenen beküm-

Digitized by Google

merte. Selbſt ſeine Söhne verfolgten die Bahn, die ihnen Ehre und patriotiſcher Sinn vorzeichnete und keiner bezeigte Luſt, in ſeine gefährlichen Fußſtapfen treten zu wollen. Da konnte er es nicht länger mehr aushalten, noch ſchwebten ihm die Ehrenbezeigungen, die er in Frankreich erhalten hatte, blendend vor Augen, er hielt ſich für einen gefeierten Agitator, der nur auf dieſer Bühne der ungeregelten Volksbewegung erſcheinen durfte, um daſelbſt eine der wichtigſten Rollen zu ſpielen. Er begab ſich daher 1793, in einem Alter von 67 Jahren, wieder dahin, fand aber bald zu ſeiner größten Täuſchung, daß ſich ſeit vier Jahren die Scene gewaltig geändert hatte. An die Stelle der ehemaligen blinden Verehrung war Mißtrauen getreten, und da er, als geborner Preuße, trotz aller ſeiner unternommenen Freiheitsdeklamationen, nicht in gutem Ruf ſtehen konnte, ſo ſah er zwar die Gefahr ein, die ihm drohte, ergriff aber das verfehlte Mittel, ſich zu retten, obſchon es ihm in früheren Zeiten gute Dienſte geleiſtet hatte. Der vielleicht jetzt willkommene Rückweg war ihm unter den jetzigen Umſtänden verſperrt, wo Robespierre mit unumſchränkter Macht an der Spitze des furchtbaren Wohlfahrtsausſchußes ſtand. Mochte man ihn auf geheimer Korreſpondenz ertappt haben, mochte er getrachtet haben, ſich auf die beſte Weiſe wieder entfernen zu können, die wahre Urſache iſt nicht ermittelt, aber er wurde im Juli 1794 gefangen geſetzt und des Einverſtändniſſes mit auswärtigen feindlichen

Digitized by Google

Mächten angeklagt. Wie man nun zu jener Zeit in Frankreich kurze Procedur machte, so wurde ihm als geheimer Bevollmächtigter des Auslandes der Prozeß gemacht, und nach wenigen Tagen verlor er durch die Guillotine das Haupt. — So endete ein Mann, der von der Natur allerdings außerordentliche Gaben, Schönheit des Leibes und Kraft des Geistes erhalten, der sich aber durch unbändigen Stolz, Ehrgeiz und unbezähmte Leidenschaften so vieles Mißgeschick zugezogen hatte und der selbst im Greisenalter so unfähig war, seine wilden Triebe zu zügeln, daß er wie vom blinden Schicksale unwiderstehlich getrieben, seinem Ende auf dem Schafotte blind entgegen ging. Seine Nachkommen aber behaupteten fortan eine ehrenvolle Stellung in Oesterreich und Preußen, und hatten von ihm nur seine allerdings nahmhaften Talente, nicht aber seinen Ungestüm nnd wilde Leidenschaftlichkeit geerbt. Da in dieser, mit Wahrheit und Unpartheilichkeit verfaßten Lebensbeschreibung öfters die Rede von den vielen — aber schlechten — Gedichten des Freiherrn von Trenck die Rede ist, so wollen wir den Lesern eines derselben zum Schlusse zum Besten geben, vielleicht eines der gelungensten, gewiß aber eines der kürzesten, da er im poetischen Erguße gewöhnlich nicht leicht zum Ende kommen konnte. Er gab es 1787 bei seiner Abreise aus Preußen unter dem Titel: „Trenck's Abschied von Berlin" heraus, und es lautet wie folgt:

Digitized by Google

Von Ehre ſatt, ſo wie Trajan
Nachdem er Rom's Triumph genoſſen,
Von Ehre ſatt, ſo wie ein Mann,
Der das vergißt, was ſchon verfloſſen.
Beruhigt über mein Geſchick
Das mich durch Sturm zum Hafen führte,
Seh' ich als Weiſer nicht zurück
Auf das, was mir mit Recht gebührte.
Genug, ich fand hier in Berlin,
Was mir bisher unmöglich ſchien.

Wer Friedrich's Grimm, wie ich empfand,
Der kann Bedrängte trotzen lehren,
Und wer, wie ich, am Ruder ſtand,
Dem kann kein Wahn die Richtung ſtören.
Stolz ſeh' ich meine Flagge weh'n,
Nach Tugend war mein Ziel gerichtet.
Nun iſt mir wirklich das geſcheh'n
Was Neid und Mißgunſt mir vernichtet,
Nun deckt mein Recht Meduſenſchild,
Weil Wilhelm Fürſtenpflicht erfüllt.

Monarch, Dich großen Mann verehrt
Ein Menſch, der Deine Huld empfindet,
Ein Menſch, der ſeinen Brüdern lehrt,
Wie Wohlthat uns zum Dank verbindet.
Du willſt ein guter König ſeyn
Die Tugend ſoll Dich Vater heißen,
Ja Vater, auch mein Herz iſt Dein,
Es ſpricht, es denkt: „Jauchzt edle Preußen!“
Von allen Völkern, die ich ſah,
Steht ihr im reinſten Glücke da.

Digitized by Google

Ergreift die Waffen, ſtolz für Ihn,
Wo Herrſchſucht ſeinen Frieden ſtöret,
Bleibt, wo ihr Waffen brauchet, kühn
Seid groß, wo Argwohn kriechen lehret,
Folgt jedem Wink, wo Wilhelm ſpricht:
Ich will mein Volk ſoll mit mir lachen,
Seid arbeitſam bei Bürgerpflicht,
Lernt für des Staates Wohlfahrt wachen,
Und da, wo Irrwahn Dank vergißt,
Dankt Gott, daß Wilhelm König iſt.

Auch Dir Monarchin, brennt mein Dank,
Und Ehrfurcht nährt mein wirkend Feuer,
Der Trenck, der bis zur Schmach verſank
Erſcheint bei Hofe ohne Schleier.
Hier lachten mich die Fürſten an,
Die Friedrich's großen Stammbaum zieren;
Sie kannten mich als einen Mann,
Der nichts im Unglück kann verlieren.
Und zeigten, was der Edle fühlt,
Wenn er auf ſein Betragen ſieht (?).

Berliner Freunde, lebet wohl,
Mein Herz ſoll dankbar für euch glimmen,
Was ich für euch empfinden ſoll,
Wird ewig mein Zweck beſtimmen.
Ich ſah — o Wonne, ja, ich ſah
In euern Augen Mitleid funkeln,
Und Alles, was mir hier geſchah
Wird Mißgunſt mir nicht mehr verdunkeln.
Der Beifall, den Berlin mir gab,
Iſt mein Triumph und krönt mein Grab.

Digitized by Google

Ihr Helden für das Vaterland,
Mit denen ich die Waffen führte,
Auch ihr reicht mir die Bruderhand
Die Friedrich's Thron mit Lorbern zierte;
Welch' Glück, ein Greis umarmet mich,
Der mich als Jüngling Bruder nannte,
Und Greise sagen, Bruder, dich
Verehrt, wer deine Seele kannte.
Bei solchem Auftritt steigt mein Muth
Und stürmt noch mein Soldatenblut.

Gelehrte Männer für den Staat,
Wo Herzberg an der Spitze pranget,
Wer Euch, wie ich, gesehen hat,
Wer mit den Klugen Beifall pranget,
Wer in der Wissenschaften Bahn
Mit euch nach Lorberzweigen ringet,
Den sieht die Welt mit Ehrfurcht an,
Wenn ihm sein Zweck bei euch gelinget.
Ihr schätzt mich eurer Achtung werth,
Weil mich die Wißbegierde nährt.

Euch, Bürger dieser großen Stadt,
Wo Trenck's Geschichte Mitleid weckte,
Die meine Qual erschüttert hat,
Noch da euch Friedrich's Zorn erschreckte,
Euch dank' ich, wie ein Bruder dankt,
Der Bruderliebe Werth erkennet,
Wer mit euch um den Vorzug zankt,
Wo Patrioteneifer brennet
Der hat schon so, wie ich, gezeigt,
Warum der Kluge seufzend schweigt.

Digitized by Google

Ihr Schönen die mein Buch gerührt,
Die mein Geſchick zum Mitleid regte,
Gönnt mir das Recht, das dem gebührt,
Dem Venus hier die Falle legte;
Mein Erſtlingsopfer bracht ich hier,
Hier lernt ich ſchön und edel lieben,
Und dieſe Fühlart iſt auch mir
Im grauen Kopfe treu geblieben.
Streut Blumen auf dieß graue Haar,
Und bildet Schüler, wie ich war.

Vor mir blinkt wenig Hoffnungslicht,
Wo ſchele Mißgunſt auf mich lauert,
Man kennt den Werth des Mannes nicht
Wo Wiſſenſchaft und Ehre trauert,
Doch reißt mein Schickſal mich dahin,
Geduld! mein Rennlauf naht dem Ziele,
Weil ich mit Recht bedauert bin,
So lach' ich bei dem Gaukelſpiele.
Der Vorhang fällt, — dann folgt die Ruh',
Wer zuſah, klatſcht mir Beifall zu.

Bemerkenswerth iſt auch die letzte Apoſtrophe am gänzlichen Schluße ſeiner Selbſtbiographie, beſonders wenn man ſein genommenes Ende dabei im Auge hat. Er ſchließt nämlich alſo: „Gott, der mich bisher bei tauſend Gefahren die Rolle eines ehrlichen Mannes und echten Wahrheits-Martyrers ſpielen ließ, beſchütze und ſtärke mich auch in der letzten Scene meines Trauerſpieles, und laß meine Kräfte nicht ſinken, wo mir der Widerſtand unüberſteiglich

Digitized by Google

wird. Euch Menſchenfreunde aber, die ihr meine Schriften mit Gefühl leſet; euch empfehle ich meine Kinder, wenn ich im Kampfe unterliege. Vom Nachrufe empfinde ich für mich nichts mehr im Grabe; mein Kopf iſt grau und ich hätte Urſache, jeder aufgehenden Sonne zu fluchen, die ſo viele Schurken beleuchtet. O ſchiene ſie heute auch das Letztemal für mich! Mein forſchendes Auge iſt längſt müde, die Menſchen und alle Weltvorfälle zu ſehen, und der wünſcht Ruhe im Schatten des Grabes, der des Schickſals Sonnengluth ſo raſtlos, wie ich, empfunden hat."

Digitized by Google

Anhang.

Einige merkwürdige Anekdoten und Charakterzüge von dem berühmten und berüchtigten Pandurenanführer, Franz, Freiherr von der Trenck.

Franz, Freiherr von der Trenck, ein Brudersſohn von Friedrich's Vater, wurde 1714 zu Reggio in Calabrien geboren, wo damals ſein Vater, Johann Freiherr von der Trenck, kaiſerlicher Oberſtlieutenant und Kommandant war und dann als Oberſter und Kommandant zu Leutſchau in Ungarn 1743 ſtarb. Er hinterließ ihm die Herrſchaften Kortowak, Skletenitz und Pakraz in Slavonien, nebſt einem anſehnlichen Vermögen. Seine Mutter war eine geborne von Kettler aus Kurland und ſtarb um 1720.

Von der Natur war Trenck mit den herrlichſten Gaben ausgerüſtet. Er beſaß große Talente, ſprach ſieben Sprachen ſehr geläufig, war ein angenehmer Geſellſchafter, verſtand die Muſik, beſaß Witz und ſang ſehr kunſtreich und angenehm. Seine

Digitized by Google

körperliche Schönheit war ausgezeichnet, seine Gesichtsbildung angenehm und männlich, seine Stärke fast unglaublich. Durch die große Vorliebe seines Vaters aber wurde seine Erziehung sehr vernachläßigt, und da er sich gänzlich fesselfrei fühlte, so war er bald zu den gröbsten Ausschweifungen geneigt. Von seinen Kinderjahren an hatte er nur rohe Kroaten und Walachen kennen gelernt, die damals raubgierig und blutdürstig waren und nur durch Zwang im Zaum gehalten werden konnten. Dadurch verwilderte sich sein eigenes Gemüth auf das Furchtbarste und der beständige Umgang mit dieser Art Menschen machte endlich den vollständigsten, herzlosesten Tyranen aus ihm.

Alle Arten von Mäßigung blieben ihm unbekannt, und da er in der Regel entschiedenes Glück bei allen seinen Unternehmungen hatte, so waren diese auch unbegränzt, durch keine Grundsätze der Tugend oder Menschlichkeit geleitet oder eingeschränkt. Geld- und Ehrgeiz bestürmten seine ganze Seele; weil ihm Alles gelang, so erlaubte er sich auch Alles und da seine kriegerische Neigung mit der Unempfindlichkeit eines bösen Herzens vereinigt war, so wurde in der Folge der Befehlshaber räuberischer Rotten natürlich ein gefühlloser Menschenfeind und Wütherich.

Digitized by Google

Trenck's Charakter war eine seltsame Mischung der widersprechendsten Eigenschaften. Er konnte liebreich, zärtlich und verliebt seyn; in der nächsten Minute, wie sein stürmisches Temperament vorherrschte, war er wieder unempfindlich, unversöhnlich, argwöhnisch, habsüchtig und grausam bis zur Raserei. Eine seiner Lieblingsleidenschaften war, einen überwundenen Gegner zu zerschmettern, der durch Bitten oder Demuth sein Mitleid rege zu machen hoffte.

Er war über sechs Schuh hoch, von vollkommenen proportionirtem Baue. Seine Stärke war, als er die mannbaren Jahre erreicht hatte, so groß, daß er dem stärksten Ochsen den Kopf auf einen Hieb mit seinen Säbel abhieb. So schön er jedoch früher gewesen war, so fürchterlich war sein Aussehen in seinen letzten Lebensjahren, weil er im bayerischen Kriege durch ein feuerfangendes Pulverfaß halb gebraten und sein Gesicht so verbrannt wurde, daß es voller schwarzer Flecken blieb.

Sein Geiz war so groß, daß er, da er durch seine Beute im österreichischen Erbfolgekriege schon gegen zwei Millionen im Vermögen besaß, täglich nicht einen Gulden verzehrte und sich selbst das Nothdürftigste abbrach. Er führte die Avantgarde, seine Leute plünderten allenthalben, er kaufte dann den Raub für geringen Werth und schickte ganze beladene Schiffe davon auf seine Güter. Erhaschte irgend wo

Digitized by Google

einer seiner Offiziere eine gute Beute, dann war er schon sein gewisser Feind, und er wurde so oft in das dichteste feindliche Feuer geschickt, bis er todtgeschossen war, worauf der Herr Oberste sein Universalerbe wurde.

In allen militärischen Wissenschaften war Trenck übrigens als Meister bekannt. Er war ein geschickter Ingenieur und sein Adlerblick wußte sogleich das Terrain zu überblicken, auch jede Höhe und Tiefe richtig zu beurtheilen. Sein Leib war abgehärtet, um alle möglichen Beschwerden leicht zu erdulden. Keine Gelegenheit entging seiner Wachsamkeit, Alles wurde benützt und was Tapferkeit nicht entscheiden konnte, das wurde durch die schlaueste Arglist bewerkstelligt. Seine erste Erziehung erhielt Trenck in Wien und in Oedenburg bei den Jesuiten. 1727 trat er als Cadet in österreichische Kriegsdienste, wurde jedoch 1738 als Husaren-Oberlieutenant wieder entlassen, weil die von Jugend auf bewiesene rohe Unbändigkeit seines Charakters ihn zu den empörendsten Vergehungen verleitet hatte.

1736 trat er mit Erlaubniß des Kaisers Karl VI. als Husaren-Rittmeister in russische Kriegsdienste und zeigte sich damals schon als glücklicher und verwegener Partheigänger gegen die Tartaren, wurde auch bald Major. Bei einer Gelegenheit, als die Türken vor der Fronte herumschwärmten, rief er seinen Obersten zu,

Digitized by Google

alſogleich einzuhauen. Dieſer wagte es jedoch ohne erhaltene Ordre nicht. Sogleich unternahm es Trenck auf eigene Fauſt, ſprengte mit ungefähr 200 Mann vor, ſchlug den Feind und brachte viele Köpfe und Gefangene als Siegeszeichen zurück. Der Oberſt ſetzte ihn hart zur Rede, Trenck aber prügelte ihn in ſeinem Triumphrauſche tüchtig durch. Nun wurde ihm der Prozeß gemacht, und er ſollte erſchoſſen werden. Den Tag vor der Exekution begnadigte ihn jedoch der Feldmarſchall Münnich und verſetzte ihn als Major in ein anderes Regiment.

Ein ähnliches Wagſtück führte er 1746 aus. Sein Regiment war aufmarſchirt, der Feind ſchwärmte herum, er bat ſeinen Oberſten, attakiren zu dürfen. Dieſer verweigerte es abermals und erhielt ſogleich eine tüchtige Ohrfeige. Trenck rief hierauf den Leuten zu, ihm zu folgen. Dieſe aber blieben dießmal ſtehen und er wurde arretirt. Nun verurtheilte ihn das Kriegsgericht zum Tode und alle Hoffnung zur Rettung ſchien verloren, ſo gerne ihn der Feldmarſchall auch begnadigt hätte. Der Exekutionstag brach heran. Trenck wurde bereits zum Erſchießen ausgeführt, da wurde das Todesurtheil in Verbannung nach Sibirien verwandelt. Trenck proteſtirte dagegen, es wurde nach Petersburg geſchrieben, und endlich das Urtheil in Caſſation und Landesverweiſung verwandelt.

Digitized by Google

Nun kam er wieder nach Ungarn zu seinem Vater zurück, und verheirathete sich mit der Tochter des Feldmarschall-Lieutenants Tillier, eines Schweizers von Geburt. Diese Ehe dauerte jedoch, vielleicht zum Glücke der armen Frau, nicht lange. Sie mußte ihn auf allen seinen wilden Streifzügen begleiten, und da er sie einst im hochschwangeren Zustande in die Moräste mit auf die Jagd nahm, erkrankte sie, dieser Beschwerden nicht gewohnt und starb bald darauf, ohne Erben zu hinterlassen.

Da Trenck nicht ruhig bleiben konnte, so faßte er den Entschluß, die Räuber in Slavonien auszurotten. Er setzte sich an die Spitze einer wilden Rotte von seinen Unterthanen und Herrschafts-Panduren, und verfuhr bei diesen Streifzügen mit der größten Grausamkeit. Die gefangenen Räuber wurden gespießt und gerädert und alle ihre Verwandten wurden auf das Grausamste niedergemetzelt. Es schien ihm überhaupt weniger um die Ausrottung dieser Partheigänger zu thun, die ihre Streiferei meistens auf türkischem Gebiete machten, als seiner Blutgierde und Grausamkeit Genüge zu leisten.

Einst hatte er den Vater eines Harumbascha, so hießen die Anführer dieser Partheigänger, lebendig spießen lassen und patrouillirte an demselben Abend an dem Ufer eines Baches, der die Gränze bildet. Da begegnete ihm der Räuber selbst mit seinen

Digitized by Google

Leuten am andern Ufer. Es war Mondlicht. Dieſer rief ihm zu: „Trenk, du haſt meinen Vater geſpießt, du verfolgſt uns wie ein Schurke, hinterliſtig und grauſam. Haſt du aber Herz im Leibe, ſo geh' über den Steg. Ich ſchicke meine Leute zurück. Lege du alles Gewehr ab, ſo wie ich, nur deinen Säbel bringe mit, und dann wollen wir ſehen, wer den Platz behält.“ — Nach genommener Abrede ſchickte er ſeine Leute fort, legte ſein Gewehr ab, und Trenck ſchritt über den Steg. Alſo bald aber erſchoß ihn Trenck mit einer verborgen gehaltenen Piſtole, ſchlug ihm den Kopf ab und ließ ihn auf einen Pfahl ſtecken Auf ähnliche argliſtige Weiſe lockte er Mehrere in das Garn und ließ ſie grauſam ermorden.

Eines Tages war Trenck auf der Jagd, hörte Muſik in einem einzelnen, abgelegenen Hauſe, iſt durſtig, geht hinein und findet Hochzeitgäſte zu Tiſche. Sogleich ſetzt er ſich auf erhaltene Einladung dazu und ißt mit, ohne zu wiſſen daß in dieſem Hauſe die Zuſammenkunft der Räuber ſei. Bald traten aber zwei rieſenmäßige Harumbaſchen bewaffnet herein. Er erſchrickt. Seine Flinte ſtand an der Wand, er langt darum. Ein Räuber beſänftigte ihn jedoch mit den Worten: „Wir haben dich und deine Unterthanen nie beleidiget, Trenck! Und du verfolgſt uns mit ſolcher Grauſamkeit auf die niederträchtigſte Art. Wir denken edler, iß dich ſatt an uns. Wir könnten dich gleich an der Wand ohne Gegenwehr todtſchießen,

Digitized by Google

fürchte aber nichts. Wenn wir gegeſſen haben, dann wollen wir mit dem Säbel in der Fauſt verſuchen, wer von uns gerechte Sache hat und ob du ſo tapfer und unüberwindlich biſt, wie die Leute ſagen.“ — Hiermit ſetzten ſie ſich ihm gegenüber zu Tiſche und aßen und tranken. Trenck aber, dem nicht wohl zu Muthe war, zieht heimlich ſeine Sackpiſtolen aus der Taſche, richtet ſie beide unter dem Tiſche auf den Bauch ſeiner Gegner, drückt ſie zugleich los, ergreift den ganzen Tiſch, wirft ihn über ſie und ſpringt glücklich zur Thüre hinaus. Im Hinausſpringen nimmt er noch ein Gewehr des Räubers mit, welches ſie an die Thüre geſtellt hatten. Einer davon wälzt ſich in ſeinem Blute, der andere arbeitet ſich hinter dem Tiſch hervor und läuft ihm wüthend nach. Trenck läßt ihn anlaufen, ſchießt ihn dann mit ſeiner eigenen Flinte todt, ſchlägt ihm den Kopf ab und bringt ihn zu ſeinen Leuten nach Hauſe.

Als im Jahre 1740 der öſterreichiſche Erbfolge krieg ausbrach, erbot ſich Trenck, ein Panduren-Freikorps zu errichten, und erhielt die Erlaubniß dazu. Von ſeinen Unterthanen und mehreren Räubern, die Generalpardon erhielten, formirte er ein beträchtliches Korps, welches zwar Anfangs wichtige Dienſte leiſtete, in der Folge aber, der Grauſamkeiten und Räubereien wegen, die verübt wurden, bei Freund und Feind verhaßt und verabſcheut wurde.

Digitized by Google

Bei einem der ersten Exerzicien mit seinem sogenannten Regimente erhob sich eine Meuterei, ein ganzer Zug gab Feuer auf ihn und sein Pferd wurde getödtet. Er sprang wüthend hinzu, zählte 1, 2, 3, 4 und hieb den vierten Mann den Kopf herunter. So kam er bis auf 12, da trat ein Harumbascha aus dem Zuge hervor, zog den Säbel, ging ihm auf dem Leibe und sagte: „Ich habe zuerst auf dich geschossen, jetzt wehre dich deiner Haut.“ Alles stand unbewegt. Trenck griff ihn an und hieb ihn nieder. Nun wollte er die Exekution mit dem vierten Manne fortsetzen, das ganze Regiment aber griff zum Gewehr und spannte den Hahn. Gleich ergriff er den Säbel und hieb rechts und links ein. Diese Entschlossenheit wirkte. Alles rief Halt, fiel auf die Knie und versprach Gehorsam. Er hielt hierauf eine kurze Anrede an sie, und von dieser Zeit an rebellirte keiner seiner Leute mehr.

Furchtbar und unerhört waren die Grausamkeiten, welche Trenck mit seinen Panduren in Feindesland beging. Sie plünderten, brannten und mordeten, wo sie nur hin kamen und die Beute eignete sich der Oberste zu. Die größte Grausamkeit wurde in Cham ausgeübt, die Stadt an allen Ecken angezündet und die Einwohner in die Flammen geworfen. Die fliehenden Weiber und Kinder, die eine Brücke passiren mußten, wurden an dieser angehal-

Digitized by Google

ten, erſt geplündert und dann in das Waſſer geſtürzt. Eben ſo wütheten die Unholde in Vilshofen und Deckendorf, kurz im ganzen Iſerkreiſe.

Bei den Sturm auf Deckendorf erfuhr Trenck durch einen Kundſchafter, daß in einer Apotheke ein Fäßchen mit 20,000 Gulden verſteckt wäre. Von Habſucht angetrieben, eilt er mit einer brennenden Lunte in der Hand hinein, viſitirt überall und kommt an das Fäßchen, das aber Pulver enthielt und ſich entzündete. Bei dieſer Gelegenheit fiel er halb gebraten zu Boden. Er wurde weggetragen, geheilt und ſeit dieſer Zeit war ſein Geſicht durch Narben und eingebranntes Pulver fürchterlich entſtellt.

Auch in den folgenden Kriegen am Rhein und in Böhmen machte Trenck ſeinen und den Namen ſeiner Panduren fürchterlich, allgemach aber häuften ſich die Klagen über ſein willkürliches und unmenſchliches Verfahren ſo ſehr, daß er 1746 des Kommando's enthoben und vor ein Kriegsgericht geſtellt wurde. In ſeinem Verhafte ſtellte er ſich ſo ungeberdig und wild, daß man ihm endlich Feſſeln anlegen mußte, um Unheil zu verhüten. Nachdem ihm jedoch bald darauf dieſe wieder abgenommen waren, ging der Prozeß ſeinen rechtmäßigen und ordentlichen Gang fort, unendlich viele bewieſene Fakta wurden gegen

Digitized by Google

ihn erhoben und endlich den 20. August 1746 das Urtheil gefällt, daß er lebenslänglich auf dem Spielberge in Brünn als Staatsgefangener verwahrt, und sein Vermögen unter Sequester gestellt werden sollte. Hier starb er auch den 14. Oktober 1749 mit allen Zeichen der Reue über sein ruchloses Leben in einem Alter von 36 Jahren. Die Angabe seines Vetters, als habe er Gift genommen, zeigt sich nirgends begründet. Er war ohne Zweifel mit allen Eigenschaften begabt, die einen großen Mann zieren können, allein eine verfehlte Erziehung und ungebändigtes Rasen seiner wilden Leidenschaften machten einen der fürchterlichsten und verabscheuungswürdigsten Wütheriche aus ihm, deren die Geschichte gedenkt. Seine Güter in Ungarn und Slavonien gelangten in der Folge an die fürstliche, nun erloschene Linie Grassalkovicz.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Trenck's Abstammung und Geburt	1
Seine Erziehung	3
Seine Ansichten über die beste Erziehungs-Methode	7
Universitätsleben	9
Die ersten Händel Trenck's	11
Eintritt in den Militärstand	13
Sein erstes Liebesverhältniß	15
Trenck's Kriegsthaten, Glück und dessen Wendung. Duell und Arrest	17
Korrespondenz mit seinem Vetter, dem Panduren-Obersten	19
Gefangenschaft in Glatz und Befreiungsversuche	22
Befreiung durch Verbindung mit dem Lieutenant von Schell	31
Abenteuer und Gefahren auf der Flucht	34
Ueberfall auf der Straße	42
Schlechte Aufnahme bei Trenck's Schwager. Seine Rachepläne	46
Trenck geräth unter die Werber. Gefahr und Rettung durch seine Kühnheit	50
Aufenthalt in Wien und Reise nach Rußland	53
Trenck vereitelt den listigen Anschlag eines preußischen Lieutenants, sich seiner zu bemächtigen	56
Aufenthalt in Rußland, Liebesverhältniß und glänzende Auszeichnungen	59
Abreise von Rußland und abermaliger Aufenthalt in Wien. Prozeß über den Nachlaß seines Vetters, des Panduren-Obersten	61
Trenck reis't nach Danzig und geräth dort in eine Falle und in die Hände der Preußen	63
Gefangenschaft in Magdeburg, Beschreibung seines Gefängnisses, seiner Fesseln und seiner Kost	69
Erster vereitelter Befreiungsversuch	71
Neues verschärftes Gefängniß in der Sternschanze, abermaliger Befreiungsversuch mittelst Durchschneidens der Thüren	75

Digitized by Google

Seite

Trenck's gefährliche Verwundung bei seinem Rettungsversuche, seine Verschanzung und Vertheidigung im Gefängnisse 82

Neue Pläne und Anstalten zur Befreiung, heimliche Korrespondenz wegen Gelderhebung. Minirarbeiten 85

Entdeckung des Fluchtplanes im hoffnungsvollsten Augenblicke, abermalige Verschärfung seiner Haft. Trenck's Krankheit und seine Entbehrungen dabei 91

Verständniß mit einigen Offizieren der Garnison, Subsidien aus Rußland Erleichterung seiner Lage 94

Abermalige Befreiungs-Arbeiten und abermalige Entdeckung 97

Trenck kommt durch seine List in den Verdacht und Ruf eines Schwarzkünstlers. Riesenhafter Plan, durch Conspiration die Festung Magdeburg in seine Gewalt zu bekommen 100

Entdeckung seiner Korrespondenz, Anklage und Verhör 104

Neue Arbeiten zur Befreiung. Schwierigkeiten dabei. Hoffnung wegen des geschlossenen Friedens . . 106

Die zahme Maus. Abermaliges Verständniß mit einem Offizier. Die Rettung wird höchst wahrscheinlich, scheitert aber an seinem Uebermuth 110

Endliche Befreiung durch königlichen Befehl nach zehnjähriger Haft. Abreise von Magdeburg . . . 114

Ankunft in Prag und Wien. Reise nach Aachen und Vermählung daselbst 117

Trenck's Weinhandel in großer Ausbreitung, seine Geschäftsreisen und Abenteuer 120

Ein verhängnißvoller Vorfall in England, wodurch Trenck um einen großen Theil seines Vermögens kommt 125

Ankauf eines Landgutes in Oesterreich. Mißgeschicke, welche ihn dadurch treffen 129

Trenck besucht Berlin, wird daselbst enthusiastisch aufgenommen, verläßt es aber bald wieder . . . 131

Nachrichten über Schell, Trenck's Gefährten bei der Flucht aus Glatz. Trenck in Wien. Er wird seiner Umtriebe wegen vom Kaiser Joseph auf seine Güter verwiesen 132

Trenck begibt sich zur Zeit des Ausbruches der Revolution nach Frankreich. Enthusiastische Aufnahme daselbst. Gibt seine Werke im Drucke heraus. Calamitäten dabei 134

Digitized by Google

Seite

Großer Verluſt durch den Sturz eines Wechſelhauſes. Trenck abermals in Wien. Seine Umtriebe in Ungarn. Die Gnade des Kaiſers Leopold II. . 138

Trenck reiſ't zum zweiten Male nach Frankreich und nimmt an der Revolution Theil, findet aber daſelbſt ein trauriges Ziel ſeines unruhvollen Lebens 143

Ein Gedicht von Trenck: „Abſchied von Berlin“ . . 145

Anhang.

Einige merkwürdige Anekdoten und Charakterzüge von dem berühmten und berüchtigten Panduren-Anführer, Franz Freiherrn von der Trenck.

Seite

Deſſen Abſtammung, Geburt und Charakteriſtik . . 150

Trenck in ruſſiſchen Kriegsdienſten. Seine zweimalige Inſubordination und Verurtheilung 153

Verbannung aus Rußland. Seine kurze Ehe. Kämpfe gegen die Räuber in Slavonien 154

Trenck's Lebensgefahren und Rettung durch ſeine Stärke und Geiſtesgegenwart 155

Trenck als Panduren-Oberſt, Grauſamkeiten und Gräuelthaten in Bayern. Entſtellung ſeiner Geſichtszüge durch Pulverbrand 157

Trenck's Verhaftung, Prozeß und Tod auf dem Spielberge 159

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google